Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 14 Leipzig, den 5. April 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Freudenzeit der Hoffnung — Giebt es religionslose Sittlichkeit? 2. Religion die Voraussetzung echter Sittlichkeit — „Erfahrung" — Nachbarschaftsgilden — Biblische Namen als christliche Rufnamen — Roseggers ausgewählte Schriften: 1. Schilderungen und Charakterstudien — Bücher und Schriften: Wie dienst du? — Zur Beachtung — Anzeigen

Die Freudenzeit der Hoffnung

In dem großartigen Kapitel, in dem Paulus von der Totenauferstehung spricht (1. Kor. 15), sagt er:

Christus ist auferweckt von den Toten als Erstling der Entschlafnen. Denn nachdem der Tod kam durch einen Menschen, kommt auch die Auferstehung von den Toten durch einen Menschen. Wie in Adam alle sterben, so werden auch in Christus alle zum Leben kommen. Aber jeder an seiner Stelle: Christus als der Erstling, hernach die Seinigen bei seiner Ankunft; dann das Ende, wenn er Gott dem Vater das Reich übergiebt, wenn er vernichtet hat alle Herrschaft, Gewalt und Macht. Denn er muß König sein, bis er legt alle Feinde ihm unter die Füße. Als letzter Feind wird der Tod vernichtet. Denn er hat ihm alles unter die Füße gethan. Wenn es aber heißt, daß ihm alles unterworfen ist, so ist doch klar, daß der nicht mit einbegriffen ist, der ihm alles unterworfen hat. Ist ihm erst alles unterworfen, dann wird sich auch der Sohn selbst dem unterwerfen, der ihm alles unterworfen hat, auf daß Gott sei Alles in Allem.

Darnach soll die gesamte Schöpfung im Laufe einer langen Entwicklung (wie wir jetzt wissen) durch den heiligenden Hauch Gottes dahin geführt werden, daß sie ein Spiegelbild des göttlichen Lebens und der göttlichen Vollkommenheit sei. Gott soll dann sein Alles in Allem. Das bezieht sich nicht nur auf diese kleine Erde, auf der die menschlichen Seelen in die Schule ihrer geistigen Bildung gehen; es bezieht sich auf die Milliarden Erden und Weltenkörper, die in dem unendlichen Raume schweben und ihre Bahnen laufen. Es giebt ein Ziel dieser Weltentwicklung, das heißt: Reich Gottes. Die Vollendung der Gesamtschöpfung wird die Heiligkeit und die Liebe Gottes in vollkommner Weise darstellen, dagegen alle Sünde und allen Mangel für immer ausschließen. Das Ende der Wege Gottes ist das Auferstehungsleben, die volle Entfaltung des göttlichen Lebens in den von Gott geschaffnen Welten. Wir harren ihm entgegen, wir hoffen auf diese Vollendung, unser eignes Leben wird uns erst verständlich beim Ausblick auf diese Zukunft. Wann sie Gegenwart wird, das weiß Gott allein. Wenn wir diese Erde verlassen, werden wir gewiß — es wäre denn, daß uns das Heil hienieden umsonst angeboten wäre — in Gott und seiner Gemeinschaft die Frucht des seligen Seins in Frieden genießen; wir werden uns freuen, daß der Lauf in dieser Welt der Versuchung und der Not vollendet ist. Aber wir warten noch der Vollendung und des Auferstehungslebens. Der irdische Leib ist zur Erde zurückgekehrt, von der er genommen war. In seiner irdischen Form wird er nicht wieder hergestellt. Niemand würde darnach verlangen; auch ist der irdische Leib nicht imstande, an der höhern Weltgestaltung teilzunehmen. Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben. Solange die Seelen derer, die die irdische Welt verlassen haben, geistig im Frieden Gottes ruhen, thun sie sich auf diesem irdischen Schauplatz der Dinge nicht weiter kund. So oft man auch behauptet hat, daß dies in einem einzelnen Fall geschehen sei, so ist es doch nur Sinnentäuschung und Phantasie gewesen. Nur Einer ist bis jetzt in das vollendete Auferstehungsleben eingetreten, das ist Jesus Christus. Er ist als der Erstling der Entschlafnen auferweckt von den Toten. Gott hat ihn hoch erhöht und ihm den Namen verliehen, der über allen Namen ist, auf daß sich in dem Namen Jesu beugen alle Kniee derer, die im Himmel, die auf der Erde und die unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus Herr sei zum Preise Gottes des Vaters. (Phil. 2, 9 f.) Gott gab ihm die Herrschaftsstellung im Reiche der Schöpfung, besonders im Reiche der Geister; er ist König, bis daß er alle Feinde unter die Füße gelegt hat, und auch als letzter Feind der Tod vernichtet ist. Alsdann wird er sich selbst dem unterwerfen, der ihm alles unterworfen hat, auf daß Gott Alles in Allem sei.

Die christliche Kirche ist Zeuge dafür, daß des erhöhten Heilands Einfluß in der Welt der mächtigste ist. Die Entwicklung der Welt steht unter der Macht der von ihm ausgehenden Wirkungen. Diese können freilich als solche nur durch den Glauben empfunden und erfahren werden. Wer sich dem Glauben verschließt, erfährt nichts davon. Die Priester und das Volk von Jerusalem haben den Auferstandnen nicht gesehen und von seinen mächtigen Wirkungen nichts erfahren. Aber den Seinigen wurde es zur felsenfesten Gewißheit: der König führt diese gesamte Schöpfung zur Vollendung, er ist der Erstling im Auferstehungsleben, er ist der Vollender der Schöpfung Gottes. Es personifizirt sich gleichsam in ihm die vollendete Schöpfung. Verzichten wir darauf, uns davon eine Vorstellung zu bilden! Wir reichen mit den Bildern dieser Welt nicht an die wesenhafte Wirklichkeit des Ewigen hinan. Es will uns immer bedünken, wenn sich die Menschen über die „leibliche" oder über die „geistige" Auferstehung des Heilandes streiten, daß einer dem andern eine Vorstellung aufdrängen will, die auf irdischem Standpunkt unvollziehbar ist. Es kommt nicht auf die Vorstellung an, die in jedem Falle irdisch-bildlich ist; es kommt auf die Glaubenserfahrung an, daß dieser Jesus in seinem Worte lebendig gegenwärtig wirkt, und daß die von ihm ausgehenden Wirkungen recht eigentlich Menschheit und Welt verklären und dem Ziele des vollkommnen göttlichen Lebens zuführen.

Weil er der Erstling ist, darum folgen ihm die Seinigen nach. Wenn der „neue Himmel und die neue Erde" vollendet sind, dann wird auch das Leben der Menschen vollendet sein, die für jene geeignet und fähig sind. Es wird gesäet verweslich, auferweckt unverweslich. Es wird gesäet in Unehren, auferweckt in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit, auferweckt in Kraft. Es wird gesäet ein seelischer Leib, auferweckt ein geistlicher Leib. Der Apostel macht es uns durch einen Vergleich verständlich. Das Samenkorn wird in die Erde gelegt, nicht damit es im Frühling wieder aus der Erde hervorkomme, sondern damit seine Kraft, nach Verwesung der Form, einer Pflanze zum Leben verhelfe, die blüht und Frucht bringt. Das Samenkorn ist der irdische Leib des Menschen. Seine Form verweset in der Erde. Aber Gottes Kraft erweckt daraus einen neuen Organismus, der ein völliges und vollkommnes Werkzeug der geheiligten Persönlichkeit sein wird. So wird der Mensch ein Herrscher in der sichtbaren Schöpfung werden, so wird auch ihn das Auferstehungsleben vollenden. Dafür bürgt der auferstandne Jesus Christus.

Das ist die christliche Hoffnung, die das irdische Leben erhellt und verklärt. Sie ist mit dem Glauben innig verbunden, ja der irdische Genuß des Schauens in der Zeitperiode des Glaubens. Aus der Osterzeit geht die Freudenzeit der christlichen Hoffnung hervor. Tn

Giebt es religionslose Sittlichkeit?

2. Religion die Voraussetzung echter Sittlichkeit

Ein Vertreter der religionslosen Sittlichkeit wird auf unsre bisherigen Ausführungen vielleicht erwidern: ja, wenn ihr allerdings das unter Religion versteht, dann mag es wohl sein, daß sie eine Quelle der Sittlichkeit ist; aber damit habt ihr nicht bewiesen, daß sie die Quelle, die einzige Quelle, die unbedingt notwendige Voraussetzung aller Sittlichkeit ist; wir halten jedenfalls daran fest, daß es außer jener religiösen auch religionslose Sittlichkeit giebt; pflegt ihr eure religiöse, wir bleiben bei unsrer religionslosen.

Damit sind wir nun vor die Kernfrage gestellt: giebt es wirklich religionslose Sittlichkeit?

Wir beginnen wieder mit Zugeständnissen. Zunächst: es hat Sittlichkeit auch vor dem Christentum und außerhalb davon gegeben; die alttestamentliche Sittlichkeit und die klassische Sittenlehre sind dafür die nächstliegenden Belege. Das Christentum hat kein Monopol auf die Sittlichkeit; Plato oder der Stoa die sittliche Begeisterung und den sittlichen Ernst abzusprechen, wäre kurzsichtig und engherzig und hieße, das goldne Band, das nach göttlichem Willen zwischen dem allgemein Menschlichen und dem spezifisch Christlichen besteht, verkennen.

Wir geben weiter zu, daß es nicht nur außerhalb des Christentums, sondern auch ohne Zugehörigkeit zu irgend einer geschichtlichen Religionsgemeinschaft, ja bei deren offenkundiger Geringschätzung Sittlichkeit gegeben hat und giebt. Ein jeder unter uns wird Menschen kennen, die jedweder Religionsform gleichgiltig, ja ablehnend gegenüberstehen, deren ernste Lebensführung wir aber nicht zu bezweifeln wagen würden.

Ist damit nun nicht die Möglichkeit religionsloser Sittlichkeit zugegeben?

Zunächst darf nicht vergessen werden, daß es sich jeder Feststellung entzieht, inwieweit auch der, der sich von der Religion völlig unabhängig glaubt, doch durch seine Erziehung und durch sein Leben in den von religiösem Geist erfüllten sittlichen Gemeinschaftsformen unwillkürlich und unbewußt unter dem Einflusse der Religion steht.

Vor allem aber setzt die Beantwortung der Frage, ob es religionslose Sittlichkeit giebt, eine klare Vorstellung davon voraus, was überhaupt echte Sittlichkeit ist.

Gemeinhin bezeichnet man den als einen sittlichen Menschen, der niemals mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gekommen ist, gegen Anstand und gute Sitte nicht verstößt, seine Pflichten in Beruf und Familie treu erfüllt und sich auch, soweit es seine Zeit und seine Mittel gestatten, an der Förderung des Gemeinwohls beteiligt.

Gebührt nun solchem Lebenswandel bereits ohne weiteres das Prädikat „Sittlichkeit"?

Wir antworten: nein; eine unanstößige und rechtliche Lebensführung ist an sich noch keineswegs sittlich; es giebt Legalität ohne Moralität. Zur Begründung berufen wir uns auf den gerade von den Vertretern der religionslosen Sittlichkeit oft betonten Satz, daß von Sittlichkeit nur da die Rede sein kann, wo der Mensch das Gute um des Guten willen thut.

Machen wir uns die Bedeutung dieses Satzes dadurch klar, daß wir fragen: was will eigentlich das Sittengesetz, in dessen Erfüllung die Sittlichkeit besteht, von den Menschen?

Jeder Mensch ist einerseits ein durch seinen leiblich-seelischen Organismus in den Naturzusammenhang verflochtenes und davon abhängiges Geschöpf; andrerseits unterscheidet er sich dadurch von allen andern Geschöpfen, daß er vernünftiges Selbstbewußtsein besitzt, in seinem Handeln nicht natürlichen Ursachen folgen muß, sondern selbstgewählte Zwecke verfolgen kann, und daß er sich für seine Entschlüsse verantwortlich weiß. Es ist eine

wunderbare, aber nicht wegzuleugnende Thatsache, daß der Mensch trotz seiner Abhängigkeit von der Natur sich doch als geistige Persönlichkeit weit über diese erhaben und zu einem viel höhern Zwecke bestimmt weiß. Von Natur ist nun alles Streben und Handeln des Menschen darauf gerichtet, seine natürliche Existenz nach Möglichkeit zu erhalten und zu fördern; er thut, was ihm nützlich ist und Annehmlichkeiten bringt, und meidet, was ihm nachteilig ist und Schmerz bereitet. Wenn nun der Mensch auf dieser Stufe stehen bleibt, ist er eigentlich nicht mehr als das höchstentwickelte Säugetier; sein Dasein besteht aus Vegetiren, Genießen, Zeugen oder Gebären und Vergehen. Ueber dieses bloße Naturdasein erhebt sich der Mensch zum Range einer geistigen Persönlichkeit nur dadurch, daß er dem Sittengesetz unbedingten Gehorsam leistet; dies verlangt von ihm, daß er sich von den natürlichen Trieben nicht leiten und beherrschen lassen, sondern die Natur durch die Vernunft beherrschen, die Natur zum Mittel und Werkzeug für die sittlichen Zwecke der vernünftigen Persönlichkeit machen soll. Worin diese Zwecke bestehen, und wie sie zu erreichen sind, darüber gehen die sittlichen Anschauungen auf verschiednen Bildungsstufen, zu verschiednen Zeiten, unter verschiednen Völkern weit auseinander; aber darin stimmt überall und zu allen Zeiten die Forderung des Sittengesetzes überein, daß der Mensch sich bei seinem Handeln nicht von dem Gesichtspunkte, was er sich wünscht, was ihm nützt oder schadet, sondern nur von der Gewissensfrage: was soll sein? bestimmen lasse. Nur da, wo die Forderung des Sittengesetzes, das Notwendige und Gute immer dem Nützlichen und Angenehmen vorzuziehen, als eine für den Menschen unbedingt verbindliche Pflicht, als kategorischer Imperativ anerkannt ist, wo der Mensch seiner Pflicht gehorcht, ohne darnach zu fragen, ob ihm daraus Vorteil oder Schaden, Lust oder Schmerz erwächst, nur da ist echte Sittlichkeit. Das ist der Sinn der Behauptung, man müsse das Gute um des Guten willen thun.

Daraus ergiebt sich der Gesichtspunkt, daß eine Handlung, die nur um ihres Erfolgs für den Handelnden willen vollbracht wird, niemals sittlich wertvoll ist, sondern nur die, die aus der Absicht, sittlich zu handeln, hervorgegangen ist. Der sittliche Wert einer Handlung beruht immer auf der Gesinnung, aus der sie hervorgeht, nicht auf dem Erfolg, den sie hervorruft. Das unterscheidet überhaupt die sittliche von der rechtlichen Beurteilungsweise, daß dort die Gesinnung, hier der Erfolg gewogen wird. Unter sittlichem Gesichtspunkte ist z. B. der eben nur befriedigende, aber mit Anstrengung aller Kräfte gearbeitete Aufsatz eines mäßig begabten Schülers eine weit wertvollere Leistung, als die an sich viel bessere Arbeit eines reich begabten Knaben, der sie aber doch nur leichtfertig gemacht hat. Die Gesinnung allein ist es, die einer Handlung sittlichen Wert verleiht. Die Gesinnung, aus der eine Handlung hervorgegangen ist, kann man ihr aber äußerlich nicht ansehen. Deshalb können sich zwei Handlungen äußerlich völlig gleichen und doch die eine sittlich gut, die andre sittlich wertlos sein; der sittliche Wert der That ist z. B. ganz davon abhängig, ob ich ein Almosen gebe, um dem andern zu helfen, oder aber um Lob davon zu haben, oder ob ich ein Ehrenamt annehme, um die sittlichen Zwecke der Gemeinschaft zu fördern, oder aber um des eignen Vorteils willen, aus Ehrgeiz u. dergl. Eine ihrem äußern Erfolg nach vortreffliche und nützliche Leistung kann sittlich wertlos sein, wenn sie nämlich aus Egoismus stammt; wirklich sittlich hingegen ist nur die Handlung, die aus dem Bewußtsein der sittlichen Verpflichtung, ohne Rücksicht auf Vorteil oder Schaden, Annehmlichkeiten oder Mißvergnügen, die aus ihr folgen können, gethan wird.

Unser Widerspruch dagegen, daß jener sogenannten sittlichen Lebensführung ohne weiteres das Prädikat Sittlichkeit gebühre, war also berechtigt. Jene ganze, äußerlich vom wahrhaft sittlichen Leben nicht zu unterscheidende, rechtliche Lebensführung kann lediglich ein Ausfluß des Egoismus sein, kann nur um ihres Erfolgs willen ohne wirklich gute sittliche Gesinnung befolgt werden: man erfüllt seine Pflicht im Berufe, weil man sonst die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten oder seiner Kundschaft einbüßen würde; man sorgt für seine Familie, weil

man sonst unbehaglichen Unfrieden im Hause hätte, oder von der öffentlichen Stimmung verurteilt würde; man vermeidet strafbare Handlungen, um nicht in Strafe zu fallen. In allen diesen Fällen ist das äußerlich von der wahren sittlichen Pflichterfüllung nicht zu unterscheidende rechtliche Verhalten sittlich wertlos.

Der Umfang der echten Sittlichkeit ist also dahin zu begrenzen, daß alles äußerlich korrekte Verhalten, das aber nur aus Rücksicht auf das herrschende Gesetz und die herrschende Sitte oder um der egoistischen Befriedigung oder des äußern Vorteils willen, den das sittliche Verhalten mit sich bringt, geschieht, die Bezeichnung „Sittlichkeit" nicht verdient. Für diese fälschlich sogenannte Sittlichkeit, in der Furcht oder Lohnsucht das korrekte Verhalten bewirken, ist allerdings die Religion eine überflüssige Voraussetzung.

Wie aber steht es mit der echten Sittlichkeit, die das Gute um des Guten willen thut? Ist auch sie ohne Religion möglich?

Die echte Sittlichkeit fordert vom Menschen, daß er das, was das Sittengesetz als gut vorschreibt, unbedingt, ohne alle Rücksicht auf die Folgen der Handlung thut. So lange nun das Gute mit dem Nützlichen zusammenfällt, ist es nicht schwer, jener Forderung zu gehorchen. Aber sie muß auch dann unbedingt erfüllt werden, wenn das, was wir thun sollen, uns schadet. Das Sittengesetz verlangt also die stete Bereitschaft zur Selbstverleugnung, zur Aufopferung des Wohlbefindens, ja des Lebens in der Ausübung der Sittlichkeit. Wie ist nun diese Forderung der Selbstverleugnung mit dem natürlichen Streben nach Selbsterhaltung zu vereinbaren? Im einzelnen Falle ist es wohl noch erklärlich, daß der Mensch aus Edelmut sich aufopfert; aber seinem ganzen Leben und Wollen eine Richtung zu geben, die auf die Gefährdung des natürlichen Wohlbefindens hinausläuft, wie ist das möglich? ist das nicht ein „Hirngespinst"?

Das wäre es in der That, wenn der Mensch, der sittlich handelt, nicht gewiß wäre, daß er sich nicht für eine Illusion, sondern für eine große und heilige Sache aufopfert, wenn er nicht gewiß wäre, daß die Welt einen sittlichen Endzweck hat, daß jede sittliche Arbeit ein Beitrag zu seiner Verwirklichung ist, daß unser sittliches Thun also nicht vergebens ist, und daß es die wahre Bestimmung des Menschen ist, zu jenem Endzweck beizutragen. Ohne diese Ueberzeugung wäre allerdings die sittliche Selbstverleugnung eine Thorheit; seine Kräfte für einen Zweck einzusetzen, an dessen Erreichbarkeit man nicht glaubt, sondern zweifelt, wäre sinnlos. Dabei ist kein Egoismus im Spiel; nicht daß man die Früchte seiner sittlichen Selbstverleugnung selbst ernten wollte! Aber man muß gewiß sein, daß sie nicht überhaupt umsonst ist, man muß an das Recht und an den Sieg der Sache glauben, für die man Gut und Blut zu opfern bereit ist. Die unbedingte Verpflichtung des Einzelnen gegenüber dem Sittengesetz setzt dessen Allgemeingiltigkeit voraus. Das Sittengesetz darf nicht nur eine Forderung, eine Nötigung, eine Aufgabe für den Einzelnen sein, sondern es muß als allgemeines Gesetz, als eine objektive Macht in der Welt herrschen. Das Sittliche nicht nur ein Sollen, sondern Sein, Wirklichkeit! Mit einem Worte: der unbedingte Gehorsam gegen das Sittengesetz ist nur möglich, wenn man von der Wirklichkeit einer moralischen Weltordnung überzeugt ist.

Woher weiß nun aber der Mensch, daß es eine moralische Weltordnung giebt, daß die Welt einen sittlichen Endzweck hat, daß der Einzelne als über die Natur erhabne Persönlichkeit zu diesem beizutragen bestimmt ist, daß die Natur diesem sittlichen Zwecke als Mittel dient? Aus der Erfahrung? doch wahrhaftig nicht! Wie oft sehen wir die gute und gerechte Sache unterliegen, das Böse triumphiren! Wie oft widerstrebt die Natur dem sittlichen Zwecke, stellt sie unsre Willenskraft auf harte Probe! Herrscht nicht vielmehr mit brutaler Notwendigkeit das Recht des äußerlich Stärkern in der Welt, und keineswegs eine höhere Gerechtigkeit? Und wieviel scheinbar blinder Zufall! Wer hätte noch nicht den Aerger über die „Bosheit des Objekts" lebhaft nachempfunden? Die sittliche Persönlichkeit Herr der Natur? Die zufällige Erkrankung eines kleinen Nervs im Gehirn vermag der ganzen Herrlichkeit der vernünftigen Persönlichkeit ein Ende zu setzen! Nein, die Erfahrung kann, was das Urteil über die Zweckmäßigkeit der Welt betrifft, ebensowohl zum Pessimismus wie zum Optimismus führen. Es wird ebenso wenig gelingen, einem andern die Wirklichkeit einer moralischen Weltordnung zwingend zu beweisen, wie einen Menschen, der nicht mehr sein will als ein Tier, von seiner höhern sittlichen Bestimmung zu überzeugen. Beides läßt sich nicht beweisen, sondern nur erleben. Der Glaube an die sittliche Bestimmung des Menschen wie an eine sittliche Weltordnung beruhen beide nicht auf der Erfahrung, nicht auf unsrer Erkenntnis, nicht auf sicherm Wissen, sondern sie sind religiöser Natur, eine gewisse Zuversicht zu etwas, das man nicht siehet, und von dem man doch überzeugt ist, weil man seine Wahrheit erlebt hat. —

Wiederholen wir unsern Gedankengang: Echte Sittlichkeit ist nur da, wo unbedingte Anerkennung des Sittengesetzes als unsrer Pflicht ist.

Die Erfüllung unsrer Pflicht mit ihrer Forderung der Selbstverleugnung ist nur möglich auf Grund der Voraussetzung einer moralischen Weltordnung.

Die Ueberzeugung von der Wirklichkeit einer moralischen Weltordnung beruht aber auf religiösem Glauben.

Also: Echte Sittlichkeit kann nur auf religiösem Boden erwachsen.

Von Sittlichkeit, die ohne Religiosität bestehen könnte, kann nur dann geredet werden, wenn man ein äußerlich korrektes Verhalten, das aus den egoistischen Motiven der Furcht oder Lohnsucht geübt wird, als Sittlichkeit bezeichnet; aber dieses Verhalten verdient nicht die Bezeichnung Sittlichkeit. Echte Sittlichkeit, die das Gute um seiner selbst, nicht um seines Erfolgs willen thut, kann die religiösen Voraussetzungen nicht entbehren; sie ist wohl möglich ohne Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion, nicht aber ohne Religiosität, wenn diese auch vielleicht oft unbewußt ist. Der Atheist, der sagt: „ich glaube nicht an Gott, sondern nur an meine Pflicht," steht, wenn er wirklich sich selbst verleugnet, sein natürliches Wohlbefinden und sein Leben einsetzt für seine Pflicht, doch auf religiösem Grunde, denn er muß überzeugt sein, daß er sich nicht für eine Illusion wegwirft, sondern daß die Welt sittlich geordnet und seine Aufopferung notwendig ist. So kann echte Sittlichkeit nie religionslos sein.*)

Ihs Wr

„Erfahrung"

Ein junger Theologe hatte einen Traum. In der bizarren Weise, in der sich Wahrheiten, die aus unserm innersten Leben ab und zu hervorbrechen, im Traumleben auszusprechen pflegen, enthüllte sich ihm ein Problem seines Lebens; wenigstens hielt er es dafür. Ihm war, als hätte er sich in einer zur Verzweiflung gewachsenen Unbefriedigtheit das Leben genommen. Klagend umstanden den Sterbenden seine Freunde und fragten, wie es nur möglich gewesen sei. Das alles, antwortete er, was ihr in euern Predigten rühmt von einer vollkommnen Ruhe, von einem seligen Frieden, von unmittelbarem Verkehr mit Gott und seinem Christus gleichsam von Antlitz zu Antlitz, konnte ich nicht erringen. Unendliche Sehnsucht ist alles, was ich habe! sagte er. Und sie einstimmig: Anders als du erfahren wirs auch nicht! Da habe er sich aufgerafft und ihnen zugerufen: Oh! warum sprecht ihr so anders von der Kanzel herab? Ihr predigt euch in die Hölle und eure Zuhörer aus dem Himmel!

Ich habe nicht die Absicht, dich zu belehren, fügte der, der diesen Traum gehabt hatte, seiner Erzählung hinzu, aber sage: Sind wir immer keusch genug in unsern religiösen Auslassungen? Sage: Ist all die Fülle von Frieden, Glück, Seligkeit, die man zu besitzen behauptet oder doch in uns zu meinen nahelegt, wirklich in uns zu Hause? Bleiben wir in den überschwänglichen Schilderungen der „Glaubenserfahrungen" immer streng in der Wahrheit? Es ist letzthin viel geschrieben und

*) Leider kann der Schlußartikel: Religiöse Sittlichkeit, erst in etwa drei Wochen erscheinen. D H

gesprochen worden vom wahren Glauben; sage, ist dabei immer die rechte Keuschheit gewahrt geblieben?

Mir stellt sich die Frage noch etwas anders dar, bemerkte ein Teilnehmer am Gespräche. Wenn ihr Zeit und Geduld habt, würde ich gern meine Gedanken darüber vorlegen! Man betont in unsrer Zeit so häufig, und einem falschen Glaubensbegriff gegenüber sicherlich mit Recht, daß es sich bei dem so oft mißverstandnen Worte „Glauben" immer irgendwie um eine Erfahrung unsers innern Lebens handelt. Auch das ist klar, daß in dieser Erfahrung die Person Christi eine entscheidende Stelle einnehmen muß. So kann man also von der Erfahrung eines Verhältnisses zu dieser Person oder wie man sich auch ausdrückt, des „persönlichen Verkehrs mit dem Herrn" sprechen. Ganz unwillkürlich schleicht sich hierbei nun stets die Vorstellung ein, der Gläubige oder „die Seele" verkehre mit Christus, wie man mit sonst einem vertrauten Freunde verkehrt, ausgenommen einzig, daß der Herr unsichtbar ist. Ich weiß nicht, ob ihr mir beistimmen werdet, wenn ich behaupte, daß zu einer solchen Ausübung der Frömmigkeit eine Kraft der Phantasie nötig ist, wie sie nur sehr wenige besitzen, — weniger, als wir gewöhnlich annehmen.

Du scheinst noch unter wenig Kanzeln gesessen und wenig erbauliche Schriften gelesen zu haben! wandte ein andrer ein.

— O nein, daß in unsern Pastorenkreisen diese Veranlagung eine sehr häufige ist, scheint mir gar nicht auffällig. Ihr müßt bedenken, daß das Ideal der Frömmigkeit seit lange her so, wie ich es zu schildern versuchte, verstanden wird; kein Wunder, daß in den Kreisen, die unsre berufnen Pfleger der Frömmigkeit liefern, auf Ausbildung der Phantasie in dieser Richtung größtes Gewicht gelegt worden ist! Wie oft hört man den Seufzer: Ach, wenn ich das Reflektiren lassen könnte! Wie oft die Warnung: Du reflektirst zu viel! Was soll nun mit Naturen, die weniger phantasievoll veranlagt sind, oder die viel reflektiren und dadurch die Kraft verloren haben, das, wovon sie religiös überzeugt sind, mit den Gebilden ihrer Einbildungskraft gleichzusetzen, — was soll mit solchen geschehen? Ihre Behandlung ist für die Anhänger der herrschenden Frömmigkeitsrichtung eine bekannte Schwierigkeit. Es hilft da nichts als eine geistige Wiedergeburt.

— Das würde ja nun wohl mit dem Evangelium vortrefflich stimmen?

— Ja, wenn die Worte es machten! Denn hier handelt es sich um eine Umbildung der anerzognen sinnlichen Fähigkeiten, im Evangelium dagegen um eine Umkehr in der sittlichen Gesinnung. Die Lage, die unter solchen Umständen entsteht, ist nun folgende: Am häufigsten geht es in unsrer Zeit, wo ja die Kirche leider nicht mehr eine Macht ist, mit der sich jeder auseinandersetzen muß, daß das Christentum mit der geschilderten Art der Frömmigkeit gleichgesetzt und weggeworfen wird. „Es muß um den Glauben etwas Schönes sein," lautete ein treffender Ausspruch, den ich einmal hören mußte, „aber er ist eine Anlage, die mir nicht geworden ist! Der Glaube ist eben nicht jedermanns Ding!" So oder ähnlich finden sich weite Kreise mit dem Christentum ab, deren Phantasie entweder von vornherein nicht stark genug, oder auch auf andre Vorstellungen gerichtet, oder endlich von einer mißtrauischen Reflexion überwacht ist. Wie steht es nun mit denen von ihnen, die trotzdem Christen sind oder sein wollen, und denen immer wieder unermüdlich von der Kanzel herab und durch die mit Vorliebe für den Gemeindegesang ausgewählten Kirchenlieder jenes Ideal eines irgendwie durch die Phantasie vermittelten „persönlichen Verkehrs mit Jesus" als das einzig Erstrebenswerte verkündigt wird? Ich glaube, drei Arten von Wirkung jener Predigt auf so veranlagte Naturen wahrgenommen zu haben.

Die einen treten mit Energie in den Kampf ein. Oft Jahre hindurch, oft ein ganzes Leben ringen sie mit Aufbietung aller Kräfte darnach, jenes „persönlichen Verkehrs" gewürdigt zu werden. Der günstigste Fall, der dabei eintreten kann, ist der, daß es schließlich gelingt, die widerstrebende Naturanlage umzubilden! Ein endlicher Erfolg krönt den langen ernsten Kampf. Der Genuß des Friedens und der Seligkeit, um den sie heiß und ehrlich rangen, entschädigt sie. Ach, wenn es öfter

geschähe! wenn es leichter und häufiger gelänge, widerstrebende Naturanlagen umzuzwingen! Aber Gott wird wissen, weshalb er so selten dem ernsten Ringen den Sieg verleiht! Denn viel häufiger nimmt der Kampf einen ganz andern Verlauf. In einem Augenblick übermenschlicher Anstrengungen aller sinnlichen Fähigkeiten gelingt es, die Phantasie zu zwingen, der Reflexion Schweigen zu gebieten und sich in den Himmel aufzuschwingen. Wohl dem, dem der eine Augenblick genügt, von der Erinnerung ein Leben lang zu zehren. Viele vermögen es nicht, sich damit über die trostlose Gegenwart hinwegzutäuschen. Gebrochne, kranke, sieche Charaktere sind der Erfolg. Und was nach immer erfolglos wiederholter Anstrengung, bei der fieberhaften Aufregung in der Ermattung und Verzweiflung geschieht, das möge Gott gnädiger ansehen, als die Menschen es zu thun pflegen.

Das Verhältnis einer andern Gruppe von Menschen zu dem geschilderten Frömmigkeitsideal ist leichter zu beschreiben, wenngleich die Leute, die hierher gehören, vielleicht sehr zahlreich, sicherlich sehr gefährlich für ein ernstes Christentum sind. Ich meine solche, die das Ideal anerkennen, und zwar als eines, das auch für ihre Person verbindlich ist, die aber nie Ernst damit gemacht haben. Eine blasse Vorstellung von Christus, ein mattes, laues Gebet zu ihm, ein bischen Befriedigung, die sie dabei empfinden, daß ihre Frömmigkeit so korrekt ist, nehmen sie als „beseligende Erfahrung der Gemeinschaft mit dem Herrn." Die religiöse Sprache und die gebräuchlichen Erbauungsbücher leihen ihnen die Farben, es aufzustutzen und glutvoll, mitunter nicht ohne Geist zu schildern. Sie geben im allgemeinen zu, daß auch ihr Glaube noch schwach ist, — aber wer müßte das nicht sagen? und meist befinden sie sich ganz wohl dabei. Man kann sie die Oberflächlichen nennen, härter hat man sie die Heuchler genannt.

Von ihnen scharf zu unterscheiden ist endlich eine dritte Art von Christen. Auch sie erkennen das Ideal an; nur sind sie sich deutlich bewußt, daß es für sie unerreichbar ist. Sie pflegen für sich eine gesunde, ihre Berufsführung beeinflussende, ihr Leben vertiefende Frömmigkeit. Aber sie erkennen die andern mit einer gewissen Scheu als die Frömmern an und halten sich selbst für Christen zweiten Ranges. Vor dem Vorwurf des „Rationalismus," von dem heutzutage alle getroffen werden, die die Forderung eines phantasievollen Christentums nicht für die einzig-berechtigte halten, schützt sie eben jene Anerkennung der Frommen und die Entschlossenheit, alles zu „glauben," was gelehrt wird. Mit diesen letztgenannten mischt sich die große Menge der Durchschnittsgewohnheitschristen, die dem Atheismus gegenüber ein gewisses Unbehagen und bei ernstem Christentum die unbestimmte Angst vor „Muckerei" haben. Erkennt ihr diese Schilderung des thatsächlichen Zustandes an?

— Unter dem von dir angegebnen Gesichtswinkel betrachtet und abgesehen von einigen unwillkürlichen Urteilen, die dir doch wohl hie und da unterlaufen sind, muß ich gestehen, daß ich in deiner Schilderung manche leider nur zu richtige Beobachtung gefunden habe. Ich mußte selbst unwillkürlich an eine mir bekannte Person denken, die unter den Einfluß eines Mannes gekommen war, der sie zu dem persönlichen Verkehr mit dem Herrn zu erziehen suchte, in dem er selbst ganz aufging. Wie gern wäre sie gefolgt! und war doch, verstandesgemäß und nüchtern, wie sie dachte, ganz unfähig dazu. So brachte sie ihr Leben in Selbstquälerei zu.

Und verschmähte, fiel der andre ein, das, was Gott ihrer Individualität gern geschenkt hätte, um einem Gute nachzujagen, das ihr doch versagt bleiben mußte! Wer Augen und Ohren dafür hat, kann derlei Notstände überall wahrnehmen. Mir für mein Teil ist unzweifelhaft — und ich habe bestimmte Fälle im Auge —, daß viele den Glauben wegwerfen, weil sie ihn an jene sinnliche Anlage gebunden meinen, die ihnen fehlt. Deshalb möchte ich geradezu behaupten, wir haben es hier mit einer Frage zu thun, die tiefer ins praktische Leben einschneidet, als die vom Verhältnis der Wissenschaft zum Glauben. Unsre Theologie fängt ja neuerdings an, sich auch mit den bisher in den Winkel geschobnen Problemen des wirklichen innern Lebens zu beschäftigen. Sie beginnt sozusagen aus den Wolken auf

die Erde herabzusteigen. Der Kampf, in den wir treten, wird meiner Meinung nach auch ein Kampf der verschiednen Arten der Frömmigkeit sein.

— Und hast du eine Lösung? Oder willst du denen, die eines solchen persönlichen Umgangs mit Christus freudig sich bewußt sind, zurufen, sie überließen sich einem müßigen Spiel ihrer Phantasie?

— Im Gegensatz dazu kann man vielleicht geradezu sagen, daß bei bestimmter Naturanlage eine gewisse „mystisch“ gefärbte Frömmigkeit die einzig mögliche und daher pflichtgemäß zu erstrebende und auszubildende ist. Ich würde nur Duldung für anders Veranlagte fordern. Ich würde nur protestiren gegen dieses hochmütige Herabsehen der mehr nach der Seite der Phantasie Gebildeten, der sogenannten „tiefern“ Geister, auf die, denen Gott eine mehr nüchterne Denk- und Vorstellungsweise schenkte. Denn dieses Gebahren unsrer „tiefern“ Geister dünkt mich eine Verletzung der Liebe. Es erinnert an den Pharisäerdünkel. Die Pharisäer waren ja die „Virtuosen der Religion“ zu ihrer Zeit. So gut jeder zugiebt, daß die christliche Frömmigkeit sich anders äußern wird bei leicht zugänglichen Charakteren als bei mehr in sich verschlossenen, bei mehr praktischen als bei mehr sinnigen, so gut sollte man diese Verschiedenheit bei mehr phantasievoll und bei mehr verständig Veranlagten zugeben, wenn diese Verschiedenheit auch mehr in das innere Leben der Frommen eingreift.

Ja freilich, nur allzusehr! nahm jetzt der, der den Traum erzählt hatte, und der bis jetzt, wie in Sinnen versunken, kaum zugehört hatte, wieder das Wort: mehr als du glaubst! Und deshalb ist auch deine Lösung gar nicht als eine Lösung anzuerkennen. Das, was für mich der Sache ihre Schärfe giebt, hast du kaum berührt. Willst du sagen, daß es Sache der Anlage sei, ob man die Seligkeit schon hier genieße oder nicht? Du wirst sagen, daß die einen in der That mehr zum Genusse geschaffen zu sein scheinen als die andern. Aber denke, es handelt sich um die Seligkeit! Und soll es Sache der Anlage sein, ob man zum Frieden komme, zum Frieden, ach, und zur Ruhe, oder ob man in einem Kampfe stecken bleibe ohne Sieg? —

Der Freunde hatte sich jenes etwas peinliche Schweigen bemächtigt, das einzutreten pflegt, wenn jemand verraten hat, daß er an der Debatte einen allzu persönlichen Anteil genommen hat.

Jedenfalls wurde nichts mehr erwidert, und so schied man diesmal von einander mit einer offnen Frage. Bs

Nachbarschaftsgilden

Christus sah um sich die Religion des Scheins in allen Formen. Er vernichtete sie durch das, was er war und that. Den Pharisäern zeigte er, die Religion bestehe nicht in äußerlichen Geberden, sondern in dem Aufgehen der Person im Willen Gottes. Die Schriftgelehrten mit ihrer Buchweisheit beschämte er, indem er predigte, was in ihm lebte, und darum in Geist und Kraft. Das Opfer der Priester erwies er als ein zweckloses Schauspiel, indem er für seine Gemeinde sich kreuzigen ließ, also sich selbst opferte.

Das ist der Maßstab, an dem man erkennen kann, ob eine Kirche auf dem rechten Wege und bei der rechten Arbeit ist. Es ist nun bezeichnend für die deutschen Landeskirchen, daß ihre Vertretung, die Eisenacher Konferenz, erst nachdem sie vierzig Jahre bestanden hat, dazu gekommen ist, den evangelischen Gemeinden die christliche Liebesthätigkeit, also das Christentum des Charakters und der That, zu empfehlen. Vierzig Jahre früher (1853) stellte sie ihre berühmten 150 Kernlieder fest, indem sie annahm, seit 1750 sei die wahre kirchliche Liederdichtung zu Ende. 1861 entwarf sie das Programm für den evangelischen Kirchenbau. 1884 fixirte sie nach vierjähriger mühevoller Arbeit den Wortlaut des kleinen Katechismus Luthers. Ich habe über den Wert dieser gelehrten Arbeiten der Eisenacher Konferenz nicht zu urteilen. Das bleibt den Männern der Wissenschaft und den Künstlern überlassen. Befremdlich aber ist es, daß eine Vertretung kirchlicher Behörden derartige Arbeiten in die Hand nimmt, an die Liebesthätigkeit aber erst nach vierzigjährigem Bestehen denkt. Ohne Zweifel haben die Männer, die in Eisenach zusammengekommen sind, in ihrem persönlichen Leben den umgekehrten Weg eingeschlagen. Als Vertreter ihrer Kirchen gingen sie einen andern Weg, der dem Verhalten Jesu gegenüber zweifellos als der falsche zu bezeichnen ist.

Offenbar hat das kirchliche Leben unsers Jahrhunderts ein ganz ähnliches Gepräge wie das des siebzehnten. In beiden Jahrhunderten hat man den größten Fleiß nicht auf das Ursprüngliche, auf das unmittelbare religiöse Leben, auf das Christentum des Charakters und der That, sondern auf die sekundären Erscheinungen des religiösen Lebens gewendet. Sie stilgemäß zu gestalten, daran setzte man die beste Kraft. Im siebzehnten Jahrhundert errichteten unsre Scholastiker ihre Lehrgebäude. Diese waren so wenig der Ausdruck des unmittelbar Erlebten, daß Gott und Christus über der Lehre von Gott und Christus fast vergessen wurden. Aber jene Lehrgebäude waren stilgemäß, und sie erwecken dadurch noch jetzt unsre Bewunderung. Das neunzehnte Jahrhundert, das die Geistesblüte unsrer Nation hinter sich hat, würde an solchen Kunstwerken des rechnenden Verstandes kein Gefallen finden. Wir bauen Kirchen; wir schaffen Katechismen, Gesangbücher und Agenden. Auch diese Werke werden stilvoll gestaltet. Aber auch sie gehören wie die Lehrgebäude unsrer Scholastiker sekundären Gebieten an, auf denen leichter als im Gebiet des persönlichen Lebens ein Erfolg zu erreichen ist, da Stein und Papier geduldig sind. Und daß diese Werke kein Ausfluß unsers Glaubenslebens sind, das wird wohl kaum noch bezweifelt. Die stilvollen Kirchen erweisen sich zumeist als recht unpraktisch. Und die stilgemäßen Katechismen, Gesangbücher und Agenden haben wiederholt Kämpfe hervorgerufen, die das kirchliche Leben tief erschüttert und auf lange Zeit geschädigt haben.

Es ist dringend zu wünschen, daß unsre kirchlichen Behörden ihre litterarische Thätigkeit einstellen und ihre Arbeit dem persönlichen, dem Gemeindeleben, zuwenden. Denn während wir auf jenen sekundären Gebieten arbeiten, entzieht sich das persönliche Leben den Kirchen und schafft sich neben ihnen Zufluchtstätten. In jedem Verein sucht man an erster Stelle nicht Bücher, sondern Menschen, Anteil am Leben der Vereinsgenossen. Das gilt im höchsten Sinne von den kirchlichen Gemeinden. Hätte Christus anders gedacht, so hätte er mindestens das heilige Abendmahl nicht eingesetzt, indem die Gemeinde ihn und die Macht seines Geistes dem einzelnen Gemeindemitgliede mitteilen soll, und zwar durch ihr Leben, durch die That dieser Feier. Eine kirchliche Behörde erfüllt nach meiner Ueberzeugung daher nur dann ihren Zweck, wenn sie im Verein mit den Vertretern der Gemeinden Schleusen und Kanäle aufthut, durch die das Leben der Gemeinde in die Herzen der Gemeindemitglieder sich ergießen kann. Die Entwerfung von Kirchenbauplänen, die Anfertigung von Katechismen, Gesangbüchern und Agenden mag sie denen überlassen, denen Gott dazu den Geist giebt, und denen infolge davon die Herzen von selbst zufallen. Georg Bähr hat seine Kirchen ohne das Eisenacher Programm gebaut. Luther hat seinen Katechismus ohne Beratung in einem Konsistorium geschrieben. Dabei wird es bleiben. Die Organisation des Gemeindelebens aber bedarf der Initiative (nicht der Hemmung), der Leitung und der Sanktion der Behörden. Und es ist hohe Zeit, daß hier energisch eingegriffen wird. Es kann nicht dabei bleiben, daß die Gemeindemitglieder ohne persönliche Teilnahme für einander nur im Gottesdienst neben einander sitzen. Erfüllen die Gemeinden das Bedürfnis persönlicher Gemeinschaft nicht, so sucht es in humanitären Vereinigungen, in Freimaurerlogen, im ungünstigsten Falle in sozialdemokratischen Verbänden seine Befriedigung. Die Kirche besitzt dann stilgemäße Kirchen, Katechismen, Gesangbücher und Agenden; ihre Gemeindemitglieder aber gehören nicht ihr, sondern andern Verbindungen an. Die genügende Anzahl von Geistlichen, für jeden Geistlichen eine Gemeinde, für jede Gemeinde die rechte Gliederung und Arbeit zu schaffen, das ist die Aufgabe, die sich die Leiter unsrer Landeskirchen zu stellen haben. So lange sie aber jeden als einen Ketzer be-

trachten, der um diese Arbeit sie anfleht und sie bittet, die Arbeit auf den sekundären Gebieten aufzugeben, so lange sind sie mitschuldig an dem Entstehen unkirchlicher Nebenkirchen, an der Verarmung des kirchlichen Lebens. Ich werde mich freuen, wenn man mich widerlegt. Aber ich kann doch nichts andres sagen, als wovon ich überzeugt bin. Und solange diese meine Ueberzeugung besteht, beginne ich zu trauern, so oft wieder ein stilgemäßes Werk einer Kirchenbehörde die Presse verläßt. Das stilgemäße neunzehnte Jahrhundert ist so wenig wie das siebzehnte imstande, die Blüte christlichen Liebes- und Gemeinschaftslebens zu entfalten. Hätten im siebzehnten Jahrhundert die geistigen Leiter der Kirche von dem Aufbau ihrer Systeme abgesehen und ihren Fleiß auf die Bildung christlicher Gemeinden gerichtet, der Ausgang des dreißigjährigen Krieges wäre ohne jeden Zweifel ein andrer gewesen. Wir hätten dann im siebzehnten Jahrhundert die Befreiungskriege vorweggenommen.

Nichts hat all diese schmerzlichen Gedanken so lebendig in mir wachgerufen als Stanton Coits Schrift „Nachbarschaftsgilden.“ *) Der Verfasser ist einer der ehrenwerten englischen Nationalökonomen, die nach der Vollendung ihrer wissenschaftlichen Studien in das praktische Leben treten, um auf dem Wege, für den jeder von ihnen sich begeistert, an der Lösung der sozialen Frage mitzuarbeiten. Der Weg, den Coit eingeschlagen hat, verdient die höchste Beachtung. Coit hat zwei Beobachtungen gemacht, die ihn zu seinem Verfahren bewogen haben, und die nach meiner Meinung durchaus richtig sind. Die eine ist die, daß jede Vereinsbildung, die ein Sonderinteresse verfolgt, nachteilig wirkt, weil sie die Vereinsgenossen einseitig macht. Bei der Sozialdemokratie tritt dies klar zu Tage. Die andere Beobachtung Coits ist die, daß Unterstützungen dann am besten wirken, wenn gleich Stehende sie einander gewähren, wenn also die Aussicht vorhanden ist, daß die Empfänger Geber werden können und umgekehrt.

Coit ist daher bemüht, die in einer Straße oder in einer Straßengruppe wohnenden Familien mit einander zu verbinden. Die Familie nur verfolgt nicht einseitige Interessen. Auf die Verbindung von Familien lasse sich also eine Genossenschaft gründen, die ihre Mitglieder nicht einseitig mache. Unbewußt liege in allen gesunden Verbänden die Neigung, zu Familienverbänden zu werden. Jeder solche Verband „sollte nur so groß sein, daß es den Teilnehmern möglich ist, mit einander nahe bekannt zu sein.“ Bei einer Vereinigung, die den Erfolg in der Menge ihrer Teilnehmer sieht, ist es zweifellos, daß „die Begründer unter Erfolg nicht das innere Leben und die geistige Gemeinschaft der Mitglieder verstehen.“ Eines jeden gelegentliche Abwesenheit muß bemerkt werden; denn nichts zieht jemanden mehr von einem Ort, als wenn er weiß, daß sein Hinkommen erwartet und erwünscht ist.

Jede solche Vereinigung benachbarter Familien, die Coit eben „Nachbarschaftsgilde“ nennt, gliedert er in Unterabteilungen. In jeder weiß er den Korpsgeist zu erwecken. Er sammelt die Knaben von zwölf bis siebzehn Jahren und die Mädchen von demselben Alter, die Jünglinge und die Jungfrauen von siebzehn bis dreiundzwanzig Jahren, endlich die Männer und die Frauen. So ergeben sich sechs Abteilungen. Einzelne Klubs entstehen außerdem durch besondre Zwecke, z. B. für Sänger, Musiker und zur Aufführung volkstümlicher Schauspiele. Die Abteilungen versammeln sich allwöchentlich getrennt. Die Abteilung der Knaben kommt aber auch mit der der Mädchen, die der Jünglinge mit der der Jungfrauen, die Abteilung der Männer mit der Abteilung der Frauen, zuweilen kommt auch die ganze Gilde zusammen. Dem Verkehr der Geschlechter mit einander wird ein großer Wert zugeschrieben. Er gerade soll vor Einseitigkeit bewahren. Es hat sich gezeigt, daß er auch die in Arbeiterkreisen leider übliche frühe Verheiratung hindert. Jede Abteilung hält unter sich auf Zucht und Sitte. Es ist in ihnen sehr bald ein so inniger Zusammenschluß der Mitglieder erreicht worden, daß der Ausschluß aus dem Verbande, namentlich in den Abteilungen der Jüngern „als Ausstoßung aus der menschlichen Gesellschaft“ empfunden ward. Denn der kategorische Imperativ redet nie härter und unbedingter als durch das Gesamtgewissen eines Vereins junger Leute.

Was ist denn nun der Inhalt, der die Verbände zusammenhält? Fortbildung, Erziehung zur Vertretung der eignen Interessen, gemeinsame Förderung sozialer Reformen, gemeinnützige Anstalten, gesellige Unterhaltung.

Die Knaben werden veranlaßt, mit der Natur sich zu beschäftigen, sich Sammlungen anzulegen. Es ist charakteristisch, daß der geschichtlichen Bildung nie ausdrücklich gedacht wird. Die Mädchen werden zur Handarbeit und für den Haushalt angeleitet. Später werden ganz besonders soziale Fragen behandelt. Es werden Debatten über solche Fragen gehalten. Weil die Gilde auf der Familie ruht, werden diese Probleme nicht einseitig vom Standpunkte des Erwerbs aus, sondern nach ihrer Bedeutung für die Gesamtheit erörtert. Es werden Vorträge gehalten, die zur Förderung der Berufstüchtigkeit beitragen. Die jungen Leute treiben allerlei ihre Bildung fördernde Künste; Turnen, Musik, Gesang, Schauspiel. Die gemeinnützigen Bestrebungen ergeben sich von selbst. Man kauft gemeinsam den Kohlenbedarf ein. Man hält, namentlich im Sommer, wo das Feuer im Hause nur zum Kochen dient, eine gemeinsame Küche, die die Speisen an die Familien abgiebt. Man errichtet einen Kindergarten, eine Kinderbewahranstalt und dergleichen. Die Mitglieder der Gilde teilen den Arbeitslosen mit, wo Arbeit zu finden ist. Sie unterstützen sich in Notfällen. Auf edle Unterhaltung wird viel Wert gelegt. Für die Jugend wird im Vereinshause jeden Sonnabend Tanz veranstaltet. Am Sonntag giebt es für die gesamte Gilde Konzert oder Schauspiel, natürlich von würdigem Inhalt. Die vortragenden Künstler sind Mitglieder der Gilde, schlichte Arbeiter, die mit Freuden ihre freie Zeit diesem Zwecke opfern und durch diese Thätigkeit gefördert und gehoben werden.

Coit beschreibt nun eingehend, wie von einem kleinen Anfange aus solch eine Nachbarschaftsgilde gebildet werde, und wie in ihr Geschulte die Bildung neuer Verbände unternehmen, so, daß die Einrichtung weiter nnd weiter um sich greift. Er beschreibt die Einrichtung der Versammlungslokale und zeigt, daß mit den bescheidensten Räumen begonnen werden kann. Er getraut sich in London mit 36000 Mark eine Nachbarschaftsgilde ausstatten zu können. Eine Fülle der feinsten Beobachtungen und der wertvollsten Erfahrungen tritt in seiner Schrift auch dem Freunde des kirchlichen Gemeindeprinzips entgegen. Es sei beispielsweise die Erfahrung hervorgehoben, die ich in meinem Hausväterverbande bereits gemacht habe, daß man nämlich außer den freiwilligen Helfern denn doch eines besoldeten bedarf, der eine Menge Besorgungen übernehmen muß, die unabläßig erforderlich und nicht nebenbei zu erledigen sind. Wir lernen von Coit, wie solch ein zwischen den unbesoldeten vermittelnder besoldeter Helfer billig zu beschaffen und heranzubilden ist.

Ich kann Coits Schrift nur auf das wärmste empfehlen. Sie stammt aus der Erfahrung. Sie ist klar und fesselnd geschrieben. Sie gewährt äußerst wertvolle Belehrungen in großer Zahl. Sie läßt erkennen, daß der Verfasser mit der selbstlosesten Liebe und mit der Demut arbeitet, die vom kleinen Anfang auszugehen vermag. Sie ruht vor allem auf dem vollkommen richtigen Grundgedanken, daß das Chaos unsers Vereinswesens nur einseitig macht und zersetzend wirkt. Der Gedanke, die Familien mit ihren mannigfaltigen Interessen zu einen, ist auf jeden Fall ein ganz bedeutender Fortschritt für unsre soziale Entwicklung.

Gleichwohl kann ich am Schluß nur die Klage wiederholen, mit der ich begonnen habe. Es kann einen größren Schmerz für ein lebendiges Mitglied einer unsrer Landeskirchen kaum geben als den, daß ein Mann wie Coit neben die Kirche auf das Prinzip der Freundschaft gründen muß, was nur dann von Bestand sein kann, wenn es auf die durch Christus in unsrer Mitte eingetretne ewige Liebe gegründet wird. In welcher Verfassung müssen die Kirchen Englands sein, wenn Coit immer wieder darauf zurückkommt, sie müßten von seinen Nachbarschaftsgilden fern gehalten, es dürfte nicht geduldet werden, daß man über religiöse und kirchliche Fragen in ihnen zustimmend oder ab-

*) Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, Robert Oppenheim, 1893. 2 Mk. Vgl. Jahrg. 1892, Nr. 7.

lehnend spreche. Reifen diese Genossenschaften aus, dann wird der Spielraum der Kirche bald auf den geringsten Umfang eingeschränkt sein. Am Sonntag Morgen hält Coit Fortbildungsschule, am Nachmittag findet ein Konzert oder eine dramatische Aufführung, am Abend ein Vortrag mit Besprechung und dann gesellige Unterhaltung statt. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die für die Bildung einer humanitären Gegenkirche Begeisterten gar bald die Nachbarschaftsgilden auch nach Deutschland verpflanzen werden. Sie eilen ja sonst, was wir beginnen, in das Humanitäre zu übersetzen, z. B. unsere kirchlichen Familienabende durch ihre Volksunterhaltungsabende zu bekämpfen. Warum sollten sie nicht die Hausväterverbände durch die Genossenschaftsgilden zu beseitigen suchen? Unbewußt hat Coit in diesem Sinne gearbeitet. Es genügt, daran zu erinnern, daß die Abteilungen seiner Gilden thatsächlich, nicht beabsichtigterweise, die humanitäre Kopie der „Chöre“ der Brüdergemeinde sind.

Wir arbeiten ruhig weiter, sorgfältig festzustellen, ob es heißen müsse „unter Pontius Pilatus“ oder „unter Pontio Pilato.“ Wir stellen in diplomatischer Treue die Sprache des siebzehnten Jahrhunderts in unsern Gesangbüchern wieder her. Wir schaffen neue Agenden. Wir geben immer größere Summen aus für Kirchen in den Bauformen des Mittelalters, für Türme, die eher an den Stolz und Trotz der Hierarchie als an die Demut und Liebe evangelischer Gemeinden erinnern. Wer aber die Macht Jesu in seiner Seele empfunden hat, der weiß, daß ein Tag kommt, der über all diese Herrlichkeit das Urteil fällen wird: Lasset die Toten ihre Toten begraben. Die humanitäre Gegenkirche wird ausreifen. Die sozialdemokratische ist schon fast ausgereift. Sie werden beide vergehen. Die eine, weil sie zu ohnmächtig, die andre, weil sie auf Haß gegründet ist. Es kann nur Eine Kirche siegen, die auf jene Liebe gegründete, die, um mit Michelangelo zu reden, „vom Kreuz die Arme uns entgegenbreitet.“ Unverständlich aber ist, weshalb diese Kirche erst aus den Trümmern wieder soll aufgebaut werden, warum man nicht die vorhandnen erneuern und umgestalten will. Niemand soll die Hoffnung aufgeben. Der Umstand, daß man in Eisenach der Liebesthätigkeit sich angenommen hat, begründet neue Hoffnung, die nämlich, daß unsre Kirchenbehörden ihre bisherige Arbeit ruhen lassen und zu den Gemeindevertretern sagen werden: Kommt her; wir wollen euch nicht mehr hindern, sondern mit euch vereint darnach ringen, Gemeinden zu bilden, in denen der Glaube waltet, der durch die Liebe thätig ist.

E S

Biblische Namen als christliche Rufnamen

Nomen est omen — d. h. in den Namen steckt etwas — lautet ein alter Spruch. Er gilt nicht nur von den Familien-, Länder- und Städtenamen, von denen man ein Stück Geschichte, zum Teil ältester Geschichte, ablesen kann, sondern auch von den Rufnamen. Die Ideale und Interessen einer Zeit spiegeln sich in den Rufnamen; denn sie werden in der Regel frei gewählt, wenn auch Sitte und Familientradition dabei eine große Rolle spielen. Kommen wir in eine christliche Familie, deren Kinder Nathanael, Abraham, Samuel oder ähnlich heißen, so wissen wir sofort, daß diese Familie alte reformirte Ueberlieferungen besitzt oder zu einem bestimmten Zweige des Pietismus gehört. Begegnen wir in einem Dorf häufig dem Namen Kunigunde, so dürfen wir annehmen, daß Bamberg nicht allzuweit entfernt ist. Ein Katholik wird seinen Sohn wohl selten Gustav Adolf nennen, und ein Protestant wird die Namen Pius oder Leo vermeiden. Daneben giebt es auch internationale und interkonfessionelle Namen; es giebt aber auch andrerseits Namen, die eine Konfession oder Religion der andern so zu sagen geraubt hat. So sind uns unsre schönen Namen Siegfried und Sigismund beinahe schon genommen; auch Moritz wird mehr und mehr ein jüdischer Name. Doch ist es nicht meine Absicht, die Leser und Leserinnen dieser Zeitung mit Fragmenten aus der bunten Geschichte der Rufnamen zu unterhalten, sondern ich möchte eine einzige Frage beantworten, die sich vielleicht schon mancher gestellt hat: wie alt sind unsre biblischen Rufnamen? Die Antwort auf diese Frage umschließt einige lehrreiche Beobachtungen.

Schlagen wir die ältesten Synodalakten auf, die wir besitzen, die Akten einer nordafrikanischen Synode vom Jahre 256. Siebenundachtzig Bischöfe haben hier ihr Votum abgegeben. Unter den siebenundachtzig Namen, von denen die Mehrzahl lateinisch, eine beträchtliche Anzahl griechisch ist, findet sich kein einziger alttestamentlicher Name, und nur zwei neutestamentliche, nämlich Petrus (Nr. 72) und Paulus (Nr. 47). Man brauchte also in der Mitte des dritten Jahrhunderts in Nordafrika noch ganz unbefangen die alten heidnischen Namen. So finden wirs auch in allen andern Gebieten der Christenheit: Inschriften und Schriftwerke bezeugen es, daß die Christen bis über die Mitte des dritten Jahrhunderts in Ost und West ausschließlich oder fast ausschließlich die alten heidnischen Namen ihrer Gegend gebraucht haben, ja sehr häufig Namen aus der heidnischen Mythologie und der Mantik. Apollinaris, Apollonius, Heraklius, Saturninus, Merkurius, Bakchylus, Bakchylides, Serapion, Sathyrus, Aphrodisius, Dionysius, Hermas, Origenes u. s. w., ferner Faustus, Felix, Felicissimus finden sich als Namen von Christen. „Die Märtyrer starben, weil sie sich weigerten, den Göttern zu opfern, deren Namen sie trugen!“

Merkwürdig — die älteste Kirche tilgte in ihrer Mitte jeden Rest der Vielgötterei aus und verbannte die heidnische Mythologie als teuflisch, sie lebte mit den Gestalten der Bibel und von ihren Sprüchen; aber sie brauchte unbefangen die bisher üblichen heidnischen Namen! Das Problem wird noch größer, wenn man bedenkt, daß in der Bibel selbst Beispiele für Umnennungen zu finden sind, daß Zunamen und Namensänderungen im römischen Reich häufig vorkamen, ja von Kaiser Karakalla im Jahre 212 allen Freien gesetzlich gestattet wurden, und daß der Name im Altertum von den meisten keineswegs als etwas Gleichgiltiges angesehen worden ist.

Man kann geneigt sein, diese Gleichgiltigkeit gegen die Namen bei den ältesten Christen auf verschiedne Gründe zurückzuführen. Man kann darauf verweisen, daß eine Reihe heidnischer Namen von der frühesten Zeit dadurch gleichsam geheiligt sein mußte, daß sie von hervorragenden Christen getragen worden waren. Man kann ferner daran erinnern, daß die Christen sehr früh in die Lage gekommen sind, energisch darauf hinzuweisen, daß Namen etwas Indifferentes sind. Wurden sie doch seit Trajan auf den bloßen Namen „Christ“ hin verurteilt, ohne daß man eine Untersuchung darüber für nötig hielt, ob sie auch wirklich etwas Schlimmes gethan hätten. Dem gegenüber haben die christlichen Apologeten Justin, Athenagoras und Tertullian betont, daß der Name ein hohles Gefäß sei, daß es eine „Klage gegen Wörter“ vernünftigerweise nicht geben dürfe, doch — fügt Tertullian hinzu — außer wenn der Name barbarisch lautet oder unglückbedeutend ist oder einen Schimpf oder eine Unanständigkeit enthält. „Unglück bedeutend“: — aber bedeuteten „dämonische“ Namen wie Saturnin, Serapion, Apollonius im Sinne der Christen kein Unglück, und legten umgekehrt die Christen nicht selbst dem Wortlaut gewisser Formeln, ähnlich wie die Heiden, eine heilsame Kraft bei, z. B. dem Aussprechen des Jesusnamens? Also von hier aus läßt sich die Gleichgiltigkeit der Christen gegen mythologische Rufnamen doch nicht verständlich machen? Aber wie ist sie dann zu erklären?

Es giebt auf diese Frage schwerlich eine andre Antwort als die, daß die allgemeine Sitte der Welt, in der man lebte, zunächst stärker gewesen ist als jede Reflexion. Das Argument gegen neue Namen: „Ist doch niemand in deiner Freundschaft, der also heiße,“ ist zu allen Zeiten eine Macht gewesen. Sodann — man behielt die Namen bei, wie man vieles Weltliche tragen und ertragen mußte, so lange man noch in dieser Welt war. Es lohnte sich auch nicht den Namen, mit dem man sich vorfand, zu korrigiren. Hatte doch jeder, mochte er nun Apollonius oder Serapion heißen, durch die Taufe bereits einen zweiten, eigentlichen und bleibenden Namen empfangen, den Namen „Christ.“ Ihn führte jeder Gläubige wie einen Eigennamen. In den Akten des Karpus (zur Zeit Marc Aurels) fragt der Richter den Angeklagten: „Wie heißt du?“ Der Gefragte erwidert: „Als ersten und vorzüglichen Namen führe ich

den Namen »Christ,« wenn du aber auch meinen weltlichen Namen verlangst — ich heiße Karpus." Man führte den „weltlichen" Namen fort, aber er galt sozusagen nicht als der wahre Name. Von dem Christen Sanktus wird in dem Bericht über die Märtyrer in Lyon erzählt, er habe dem Richter nicht seinen Eigennamen genannt, sondern auf alle Fragen nur erwidert: „Ich bin ein Christ."

Mit diesem einen Namen hat man sich bis gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts begnügt und daneben die weltlichen Namen getragen, „als trüge man sie nicht." Auch Beinamen mit christlichem Sinn sind höchst selten. Es ist eine Ausnahme, daß sich der Bischof Ignatius am Anfang des zweiten Jahrhunderts als Christ auch Theophorus nennt. Anders wurde es erst etwa kurz vor der Mitte des dritten Jahrhunderts. Und merkwürdig — der sich langsam anbahnende Umschwung fällt nicht in eine Zeit religiöser Erhebung, sondern vielmehr in jene Periode, in der die Kirche stärker als früher mit der Welt paktirt hat. Die Scheidelinie zwischen Christenheit und Welt war in jenen Tagen, da die Christen nur heidnische Namen führten, viel fester, als in der Zeit, da sie anfingen, sich Petrus und Paulus zu nennen! Wie so oft stellten sich auch hier Formen erst ein, als der Geist gefährdet war. Das Nomen est omen wird nicht Lügen gestraft, aber es erhält eine überraschende Bedeutung: der Name zeigt an, daß man Einrichtungen treffen muß, um etwas festzuhalten, was zu schwinden droht.

Mit Bewußtsein mag das in vielen Fällen nicht geschehen sein, vielmehr waren hier drei Ursachen wirksam. Die eine habe ich schon genannt, die im ganzen Reiche (auch bei den Heiden) anzutreffende Häufigkeit der Umnennungen, auch zugelegter Beinamen seit dem Erlaß Karakallas (im Jahre 212). Die zweite war in der sich nun erst vollkommen einbürgernden Kindertaufe gegeben. Legte man bei diesem feierlichen Akte dem Kinde einen Namen bei, so mußte es sich empfehlen, einen spezifisch christlichen Namen zu wählen. Endlich drittens — und das ist die Hauptsache — je mehr die Kirche in die Welt einzog, um so mehr zog auch die Welt in die Kirche ein. Mit der Welt zog aber auch der alte heidnische Aberglaube immer stärker ein — das Nomen est omen, die Scheu vor Worten, und außerdem der alte Trieb, Nothelfer, Engel, geistliche Heroen für sich zu gewinnen, der „fromme" Glaube, sich einen Heiligen zu Schutz und Schirm willig zu machen, indem man seinen Namen annimmt. Ganz hat solcher Aberglaube in der Christenheit zu keiner Zeit gefehlt; denn auch die ältesten Christen waren nicht nur Christen, sondern auch Juden, Syrer, Asiaten, Griechen oder Römer; aber er war doch durch andre Stimmungen zurückgedrängt. Im Laufe des dritten Jahrhunderts aber kamen überall die Lokaltöne wieder an die Oberfläche. Jetzt nannte man seine Kinder zwar nicht mehr so gern Bakchylus oder Aphrodisius, aber man fing an, sie in dem Sinne Petrus und Paulus zu nennen, in dem man sie früher Dionysius und Serapion genannt hatte.

Sehr langsam hat sich der Prozeß der Verdrängung der mythologischen Namen durch die christlichen vollzogen und ist nie völlig zum Abschluß gekommen; denn nicht wenige jener Namen waren allmählich durch ruhmreiche Träger zu christlichen geworden und hatten ihren ursprünglichen Sinn vollkommen verloren. Einige Thatsachen aus der Geschichte jenes Prozesses mögen hier angeführt sein.

Genau in derselben Zeit, in der wir in der Liste von siebenundachzig Bischofsnamen nur zwei biblische (Petrus und Paulus) fanden, schreibt der Bischof Dionysius von Alexandrien, daß die Christen ihre Kinder gern Petrus und Paulus nennen. Eben damals begannen auch die christlichen Umnennungen häufiger zu werden. Daß Gregorius Thaumaturgus erst bei der Taufe den Namen Theodor mit Gregor vertauscht habe, wird berichtet. Doch ist dieser Fall nicht durchsichtig. Aber von einer Sabina hören wir in der Zeit des Decius (im Jahre 250), daß sie sich vor Gericht, nach dem Namen befragt, Theodota et Christiana genannt hat. In den Märtyrerakten eines Balsamus (vom Jahre 311) sagt der Beklagte: „Nach dem väterlichen Namen heiße ich Balsamus, nach dem geistlichen aber, den ich in der Taufe empfangen habe, Petrus." Interessant ist, was

der Kirchenhistoriker Eusebius von fünf ägyptischen Christen, die in der Diokletianischen Verfolgung Märtyrer wurden, erzählt. Sie trugen alle fünf ägyptische Namen. Als aber der Richter den ersten fragte, nannte sich dieser statt mit dem eignen Namen mit dem eines alttestamentlichen Propheten. Dazu bemerkt Eusebius:

Das kam daher, weil sie an der Stelle der von den Eltern ihnen beigelegten, wahrscheinlich von Götzen entlehnten Namen solche Namen angenommen hatten. Daher konnte man denn hören, wie sie sich Elias, Jeremias, Jesajas, Samuel und Daniel nannten und sich so nicht allein durch Werke, sondern schon durch ihre Namensbezeichnung als Juden im Geiste und als echte und wahre Israeliten Gottes kundgaben.

Man sieht, noch ist es nicht die Idee des Schutzheiligen, die hier leitet, sondern die Propheten sind als Vorbilder gewählt; auch ist die Umnennung selbst noch etwas Neues. Das bezeugen auch die Festbriefe des Bischofs Athanasius im vierten Jahrhundert. Außerordentlich viele Namen von Christen kommen hier vor; aber fast alle sind sie die altbekannten heidnischen (griechischen oder ägyptischen). Biblische Namen sind noch immer selten. An einer Stelle allerdings schreibt Athanasius von einem gewissen Gelous Hierakammon und bemerkt: „er nannte sich selbst aus Scham über seinen Namen Eulogius."

Sehr bemerkenswert ist aber, daß bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts von neutestamentlichen Namen fast nur die Namen Petrus und Paulus begegnen und alttestamentliche Namen vollends so selten sind, daß jener Fall von den fünf Aegyptern, die sich Prophetennamen beigelegt haben, als Ausnahme zu betrachten ist. Auch der Name Johannes kommt meines Wissens erst im vierten Jahrhundert langsam auf. Dagegen läßt sich eine bereits oben ins Auge gefaßte Stelle bei Dionysius von Alexandrien nicht anführen; denn wenn er schreibt: „Nach meiner Anschauung haben [im apostolischen Zeitalter] viele den gleichen Namen mit dem Apostel Johannes gehabt; denn aus Liebe zu ihm, aus Bewundrung und Nacheiferung und aus Verlangen, gleich ihm von dem Herrn geliebt zu werden, nahmen viele denselben Namen an, gleichwie es ja auch viele Paulus und Petrus unter den Kindern der Gläubigen giebt" — so ist das über den Namen Johannes Gesagte eben nur Vermutung in Bezug auf das apostolische Zeitalter, während Dionysius indirekt, aber deutlich genug sagt, daß Christen zu seiner Zeit zwar Petrus und Paulus, nicht aber Johannes genannt wurden. Diese Bevorzugung der Namen der beiden Apostelfürsten in Ost und West ist lehrreich; sie wird bestätigt durch eine Stelle bei Eustathius, einem Zeitgenossen des Athanasius und Bischof von Antiochien. Er schreibt: „Viele Juden nennen sich nach den Erzvätern und Propheten und thun doch Frevelhaftes; viele [christliche] Griechen heißen Petrus und Paulus und handeln doch höchst schimpflich." Noch also überließ man in der Regel die alttestamentlichen Namen den Juden, und von neutestamentlichen Namen scheinen noch immer Petrus und Paulus allein wirklich gebräuchlich zu sein. Erst seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts änderte sich das. Wie von dieser Zeit ab die „Heiligen", Propheten, Erzväter, Engel u. s. w. an die Stelle der entthronten Götter traten, wie die Göttergeschichten zu Heiligengeschichten umgeformt wurden, so begann eigentlich erst jetzt die kräftige Zurückdrängung der mythologischen Namen. Nun erst begegnen Namen wie Johannes, Jakobus, Andreas, Simon, Maria häufig und daneben auch — doch viel seltener im Abendlande — spezifisch alttestamentliche Namen. Am Ende des vierten Jahrhunderts ermahnte z. B. Chrysostomus die Gläubigen, sie sollten ihren Kindern die Namen von Heiligen geben, damit sie sich an den Heiligen ein Beispiel der Tugend nähmen. Er hat aber damit noch nicht das durchschlagende Motiv genannt. Das nennt der Bischof von Cyrus in Syrien, Theodoret, dreißig Jahre später: man soll den Kindern die Namen von Heiligen und Märtyrern beilegen, um ihnen den Schutz und Schirm dieser Heroen zuzuwenden. Diese Absicht beherrschte damals und in der Folgezeit die Namengebung. Eine Auswahl, nach Ländern und Provinzen verschieden, war die Folge. Neben der Bibel kam der provinzielle Heiligenkalender, kamen die Namen berühmter entschlafner heimischer Bischöfe in Betracht. In Antiochien nannte man schon am Ende des vierten Jahrhunderts die Kinder gern nach dem großen Bischof Meletius. Daneben

haben Zufall und Willkür in der Auswahl stets eine Rolle gespielt; auch vermochte sich nicht jedes Ohr an den Klang barbarischer semitischer Namen zu gewöhnen. Wie bemerkt, den alttestamentlichen Namen gegenüber ist die abendländisch katholische Kirche stets zurückhaltend gewesen. Erst die kalvinische Reformation mit ihrem glühenden Haß gegen die katholische Tradition und den katholischen Kalender hat einerseits die „heidnischen“ Namen völlig in ihrer Mitte auszutilgen versucht, andrerseits in ihrem Biblizismus das Alte Testament auch in Bezug auf die Namen dem Neuen völlig gleichgestellt. Die Scharen Cromwells, die gegen die Papisten und Ritualisten ins Feld zogen wie die Israeliten gegen die Kananiter, wählten sich mit Vorliebe alttestamentliche Namen, ja ganze Bibelsprüche als Namen. Die lutherische Reformation ist auch in dieser Hinsicht konservativ geblieben und hat schonend und langsam eine Auswahl aus der katholischen Tradition der Namen getroffen, auch sich für alttestamentliche Namen, sofern sie nicht schon eingebürgert waren, nicht begeistert. Wir dürfen uns freuen, daß wir in unsern Eigennamen noch immer einen Auszug aus unsrer Volks-, Kultur- und Religionsgeschichte besitzen: mit deutschen, lateinischen, griechischen und biblischen Namen, mit mythologischen und geschichtlichen Namen nennt sich unser Volk. Käme ein Purist und verlangte nur deutsche oder nur biblische Namen, so müßten wir im erstern Fall ihm die Pflicht der Dankbarkeit entgegenhalten, die wir den Griechen und Römern schulden. Im andern Falle dürfen wir ihm erzählen, was hier kurz nachgewiesen ist — daß die Einführung biblischer Namen in der Zeit von etwa 230 bis 450 erfolgt und kein Zeichen besondrer christlicher Erhebung gewesen ist. A H

Roseggers ausgewählte Schriften

Ueberſicht: 1. Schilderungen und Charakterstudien; 2. Novellen, Erzählungen, Geschichten; 3. Werke vermischten Inhalts

Am 31. Juli 1893 ist der fünfzigjährige Geburtstag Roseggers in der Heimat des Dichters festlich begangen worden unter der jubelnden Begeisterung seiner Landsleute, die ihn mit Recht als ihren Rosegger, als ihren Dichter in Anspruch nehmen. Denn aus der unerschöpflichen Quelle der Volksseele hat er sein Bestes geschöpft, und in seinen Werken giebt er seinem Volk, wie er selbst einmal sagt, zurück, was er von ihm empfangen hat.

Mit seinen fünfzig Jahren sieht Rosegger auf eine ungemein reiche schriftstellerische Thätigkeit zurück; er verfügt über eine nimmer müde Feder und wird, wenn es ihm sein leider nicht zuverlässiger Gesundheitszustand erlaubt, uns noch manche Gabe bescheren. Den bisherigen Ertrag seines Schaffens hat er bereits gesichtet und geordnet niedergelegt in den Ausgewählten Schriften, einer Sammlung, die bis jetzt auf achtundzwanzig Bände gekommen ist.

Um über die Fülle des Gebotenen einigermaßen einen Ueberblick zu gewinnen, kann man die Roseggerschen Werke mit Rücksicht auf ihren Inhalt etwa unter drei Gruppen zusammenfassen. Nämlich ein Teil der Werke enthält Schilderungen und Charakterstudien, die des Dichters steirische Heimat und ihre Bewohner zum Gegenstande haben; eine zweite und weitaus die umfangreichste Abteilung bilden die zahlreichen Novellen, Erzählungen, Geschichten von mehr oder weniger abgerundeter Komposition; eine dritte Gruppe endlich setzt sich zusammen aus Werken vermischten Inhalts, in denen allgemein menschliche Fragen der Religion, der Moral, der Erziehung u. s. w. besprochen werden.*)

*) P. K. Roseggers ausgewählte Schriften. Hartleben, Wien. — Nach der obigen Gruppirung gehören die Werke in folgender Weise zusammen: 1. Das Volksleben in Steiermark — Die Aelpler — Sonderlinge aus dem Volke der Alpen; 2. Waldheimat, 2 Bände — Heidepeters Gabriel — Die Schriften des Waldschulmeisters — Der Gottsucher — Jakob der Letzte — Martin der Mann — Buch der Novellen, 3 Bände — Dorfsünden — Feierabende — Neue Waldgeschichten — Höhenfeuer — Hoch vom Dachstein — Geschichten des Wanderers, 2 Bände; 3. Sonntagsruhe — Meine Ferien — Bergpredigten — Am Wanderstab — Allerlei Menschliches — Allerhand Leute — Der Schelm aus den Alpen.

1. Schilderungen und Charakterstudien

„Typen und Gestalten“ zeichnet uns der Dichter in seinem Buch: Die Aelpler; das Leben dieser Gestalten im Kreislauf des Jahres, bei der harten Arbeit und beim fröhlichen Feiern, draußen auf der einsamen Alptrift oder in Wald und Feld, und wiederum drinnen am häuslichen Herd — dieses Leben spielt sich vor uns ab im Volksleben in Steiermark; und die knorrigen Auswüchse, die natürlich an diesem kräftigen, lebensvollen Stamm nicht fehlen, werden in den Sonderlingen geschildert.

Es wird in diesen drei Bänden mehr beschrieben als erzählt. Wir haben hier gleichsam das Material, aus dem der Dichter seine größern und kleinern Erzählungen baut; diese Typen begegnen uns immer wieder in den eigentlichen dichterischen Kompositionen Roseggers. Allein zu einer fortlaufenden, trocknen Beschreibung scheint der Mann überhaupt keine Anlage zu besitzen, und so sind auch diese Charakterbilder reich durchwoben von Anekdoten und Geschichten, die dem einzelnen Bild die Farbe geben und das Lesen dieser Bücher so unterhaltend machen.

Zwar könnten uns Kapitelüberschriften, wie sie im „Volksleben“ (zweite Abteilung: „Das Haus“) vorkommen: der Tisch — der Hausaltar — die Uhr — der Rosenkranz — das Leichen- oder vielmehr „Leichbrett“ — fast befremden als nicht gerade vielversprechend. Aber der alte Tisch, an den uns der Dichter führt, ist nicht leer; die Heiligen auf dem Altärchen wissen von mancher Herzensbedrängnis und von manch heißem Gebet; die Uhr hat viel frohe Stunden angekündigt und viel bange ausgeschlagen; selbst der Rosenkranz weiß was zu erzählen, und gar erst das Leichbrett.

Aber diese Bücher sind nicht bloß unterhaltend, sondern von wirklich kulturhistorischem Interesse und darum von bleibendem Wert. Das hauptsächlichste Kulturelement im Leben dieser Wald- und Bergbewohner in ihrer Weltabgeschiedenheit bildet aber die Religion. Alles, was sie hinaushebt über das gewöhnliche Einerlei des mühevollen Tages, alles, was ihrer Gedankenwelt eine etwas höhere Richtung giebt, das kommt ihnen aus ihrer Religion und wird ihnen vermittelt durch die Kirche und ihre Diener. Rosegger sagt selbst einmal:

> Wie arm an Kunst wäre das Volk der Dörfer und Wälder, wenn die Kirche ihm nicht Bildnerei und Schaustellung, Lied und Musik gebracht hätte.

Die Kirche ist es, die in den einförmigen Wandel der Tage charakteristische Einschnitte macht durch ihre Sonn- und Feiertage. Der Sonntag mit seinem Kirchgang, der hin und zurück oft den halben Tag in Anspruch nimmt, spielt hier eine ganz andre Rolle als in der Stadt. Er ist der Trost und Lichtpunkt in der sauern Arbeitswoche. Schon am Samstag Abend rüstet man auch den äußeren Menschen, Gewand und Haus, ihn festlich zu empfangen, und er wird begrüßt mit dem Vorsatz, ihn nach allen Richtungen auszunützen und zu genießen.

Auch was von eigentlichen Kenntnissen in einem solchen Waldbauernkopf haftet, ist durch den Unterricht der Kirche vermittelt und religiöser Natur. Lesen und schreiben können sie oft nicht, aber das Nötigste aus dem Katechismus, aus der biblischen Geschichte und Heiligenlegende wissen sie in der Regel.

Endlich was in diesen einsamen Bauernhöfen an gedruckten Büchern sich findet, gehört wiederum zum größten Teil der religiösen, der kirchlichen Litteratur an. Wir werden Proben davon kennen lernen.

So ist denn nicht zu verwundern, wenn in den Schriften Roseggers die religiöse Seite des Volkslebens eine große Rolle spielt. Rosegger ist ein Meister in der Schilderung dieses Lebens. Für protestantische Leser ist dies um so interessanter, als es sich hier um den volkstümlichen Ausdruck katholischer Religion und Frömmigkeit handelt, geschildert von einem katholischen Schriftsteller,*) der unter diesem Volk aufgewachsen ist und nach seiner eignen Aussage mit ihm sich gefreut und gesündigt, vor seinen Altären gebetet und gebüßt hat. Es wäre lohnend, gerade diese in den Werken Roseggers so zahlreich

*) Hinter den Buchstaben P. K. verbirgt sich der Vorname „Petri Kettenfeier.“

verstreuten Bilder des religiösen Volkslebens, sowie die Stellung des Dichters selbst zu Religion und Sittlichkeit einmal im besondern zu betrachten.

Was die letztere betrifft, so steht er selbstverständlich über dem vulgären Glauben seiner „Aelpler." Allein er ist ebenso sehr ein Gegner jeder seichten und dem Volke aufgenötigten Aufklärung, wie er jede ungesunde Frömmelei und jeden dumpfen Aberglauben haßt und bekämpft. Er hat einen scharfen Blick für alle Auswüchse und Entartungen des religiösen Lebens, für jeden Mißbrauch, der mit der Religion getrieben wird, seis durch die Kirche oder durch das Volk — aber er hat auch eine hohe Achtung vor jedem Ausdruck wahrer Herzensfrömmigkeit, sei er auch noch so naiv und einfältig. So kommt es, daß seine Schilderungen, fern von aller Einseitigkeit, ganz den Eindruck von Bildern machen, die nach dem Leben gezeichnet sind. Wir haben z. B. die Beschreibungen von zwei recht verschiedenartigen Wallfahrten, die eine in den „Aelplern," die andre im „Volksleben." Jene leitet der Dichter mit den Worten ein:

Wer in der Seele das Bedürfnis fühlt, Gott zu lieb einen weiten Weg zu seinem herrlichen Tempel zu machen, dort Trost und Erquickung für das bedrängte Herz zu suchen, über den macht sich kein gescheiter Mensch lustig. Wo aber unter dem Scheine der Religiosität die weltliche Gesinnung ihr Spiel hat, dort darf man wohl auch in weltlicher Weise — wie es hier geschieht — davon sprechen.

Und dies geschieht nun allerdings in ziemlich drastischer Weise und mit einem Realismus, der manchem vielleicht zu stark ist, obwohl die Beschreibung des gedankenlosen Wesens auf dem Wege, das Treiben der Wallfahrer abends in der Herberge, das gemeinsame Nachtlager im Stroh — durchaus dem entspricht, was man sonst von derartigen „religiösen" Ausflügen zu hören und zu sehen bekommt.

In der Gaststube geht es bis spät in die Nacht hinein lebendig zu. Kerzendunst und Tabaksrauch vermögen nicht das Johlen und Lärmen zu ersticken, und die geistlichen Lieder sind zu weltlichen geworden, und die Kellnerin, wahrhaftig, ist ein hübsches Frauenbild, soll jünger sein als jenes zu Zell.

Der Herr Kaplan hat sich frühzeitig zurückgezogen; die blonde Schulmeisterstochter, „eine neue Magdalena," salbt ihm die Füße mit Unschlitt! Und wozu das Ganze gut ist?

Frisch geheiratet wird, und jetzt sag mir noch einer, daß das Wallfahren zu nichts nütze ist —.

Sympathisch wird diese Tonart uns gewiß nicht berühren, mag sie auch noch so sehr dem Gegenstand entsprechen. Um so mehr überrascht uns die zweite, ganz andersartige Schilderung des Dichters. Es ist wieder eine Wallfahrt, aber es geht still dabei her. Ein Kalvarienberg und ein altes Weiblein, das mühsam den Weg der Schmerzen emporklimmt. Es ist die reine religiöse Idylle, wie der Berg geschildert wird mit seinen Stationen und Bildwerken; wie er im Sommer daliegt in tiefverlorener Einsamkeit:

Da wuchern Sträuche und wilde Rosen an den Wänden, da sonnen sich Eidechsen und Nattern im Gestein, oder es sitzt eine Wildtaube auf des Schächers Haupt, oder es brütet eine Amsel in der Kopfhöhlung der Veronika —

Und im Winter, wer denkt da an den Kalvarienberg?

Die Judenknechte stehen bis über die mutternackten Kniee im Schnee, und St. Peter mit dem Hahn hat eine weiße Schlafhaube auf.

Wenn aber dann die Fastenzeit herankommt, wird es lebendig in der Gegend von Wallfahrern aus nah und fern. Da steigt auch unsre mühselige Alte mit Aufbietung aller Kräfte hinauf: über die „schmerzliche Geißelung" an der „Dornenkrönung" und „schweren Kreuztragung" vorbei bis zum „Kreuz."

Vor Christi Kreuz steht Maria, hat sieben Schwerter in ihrer Brust. Das dauert unser Mütterlein gar unsäglich; aber siehe, da kommt eine Meise geflogen, die setzt sich auf eines der Schwerter und singt so übermütig lustig, daß das Weiblein gar nicht weiß, wie ihm geschieht. Hast du denn gar keine Religion, du böser Vogel? und bist doch auch ein Geschöpf Gottes! — Wie viel Schwerter sind es, die sie im Herzen trägt? Und will kein Vöglein kommen, das sich auf eins derselben setze und ein lustig Liedchen singe? Wohl — dieses Vöglein ist der Trost und die Zuversicht, so sie in Betrachtung des Leidens und Sterbens ihres Heilands empfindet. Darum preßt sie ihre rindenbraunen runzligen Hände mit leisem Zittern zusammen, darum beugt sie sich vor zu dem Bilde der Schmerzenreichen und betet mit allen Fibern ihres Leibes und mit allen Kräften ihrer Seele.

Diese Schilderung, der noch manch ähnliche sich an die Seite stellen ließen, wirft ein Licht auch auf die vorige und wird den Dichter vor dem Vorwurf der Frivolität schützen.

Ein besondres Interesse hat Rosegger für die Seelenhirten seines Volks, für die Priester, deren Einfluß in solch weltabgeschiednen Gegenden ein fast unumschränkter ist. Er zeichnet ihre Gestalten mit der Liebe des Künstlers und des Menschen: wollte er doch selbst einst Geistlicher werden. Und wiederum teilt er in gerechtester Weise jedem zu, was ihm gebührt. Wir haben hier nicht das oberflächliche Verfahren so mancher protestantischen Roman- und Novellendichter, die in jedem Pfarrer ohne weiteres den Heuchler, den schlechten Menschen sehen. Vielmehr sind hier Studien nach dem Leben von einer Objektivität, die eines Historikers würdig wäre. Und so sind denn diese Priester-Charaktere, wie sie uns in den Werken Roseggers so zahlreich begegnen, von gar verschiedenem Gepräge. Wir finden da den milden greisen Seelenhirten, und den feurigen jungen Kaplan, den pflichtvergessenen Faulenzer und den Fanatiker; den, der alles dahinten läßt, und den, der in die Arme der Welt zurücksinkt.

Doch bleiben wir bei den „Aelplern," da ist gleich das erste Kapitel: Der Pfarrer im Gebirge ein Juwel von Schilderung. Hier haben wir den durch Alter und lange Erfahrung abgeklärten, ruhigen, milden Hirten der Gemeinde. Unendlich einfach faßt er sein Amt auf, und doch ist er seiner Gemeinde gar viel. Da giebt es kein Donnern von der Kanzel herab, keine Dogmen- und Buchstabenreiterei, überhaupt keine graue Theorie; dafür aber um so mehr lebendige, wirksame Praxis und thätige Liebe. Er ist der Mittelpunkt, die Seele, die Zuflucht der ihm anvertrauten Schar; er ist Pfarrer, Schullehrer, Arzt, Apotheker — alles in einer Person und alles mit derselben Liebe. Er hat sich so sehr in dieser engen Welt eingelebt, daß er sich für gewöhnlich nicht einmal in der Tracht von seinen Bauern unterscheidet; aber man kann darum nicht sagen, daß er „verbauert" wäre. Er weiß wohl, daß es noch eine andre Welt, noch andre Herrlichkeiten giebt als seine Berge und Wälder, aber er trägt kein Verlangen darnach; so brüderlich er mit seinen Leuten verkehrt, so bleibt er sich doch seiner Würde bewußt; er kennt auch ihre Fehler und Schwächen gar wohl, aber er hat es gelernt, milde zu urteilen. Nur eine Stelle möchte ich anführen als Beispiel für das Gesagte — interessant auch als Roseggersche Sprachprobe: wie der alte Mann dem jungen Kaplan, der sein Nachfolger werden soll, die Kirche zeigt:

. . . Ja und da steht der Beichtstuhl; ist aber nicht viel zu' thun drin, die Leut kommen nur zu Ostern, und man kanns ihnen auch nicht vorschreiben, daß sie öfter kommen sollten — wie halt ihr Bedürfnis ist. Da ist die Kanzel; ei da muß ich einen Pfeiler untersetzen; mir scheint, sie will gar niedergehen. Im Predigen überschrei ich mich nicht, Herr Amtsbruder, man liest den Leuten das Evangeli und giebt ihnen darauf ein paar gute Worte, daß sie recht schön brav und friedlich mit einander leben, und daß sie ihre Müh und Arbeit, ihr Kreuz und Leiden nur schön geduldig dem lieben Herrgott aufopfern sollen, und daß der Herr Jesus im Himmel schon alles lohnen werde. Das ist genug — und was zu Zeiten mehr zu sagen ist, das sagt man den Leuten so in der Freundschaft daheim in ihren Hütten, wies die Verhältnisse halt verlangen. In der Kirche thät auch nichts angreifen, da meinen sie, der Pfarrer sagt alles nur, weils so der Brauch ist, und sie schlafen dabei ein. Bei der Meß schlafen sie auch. Mein Gott, man kanns den Leuten nicht verdenken, die ganz Wochen müssen sie schwer arbeiten im Holz . . .

Muß man da nicht an das Wort denken: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr? — Noch manche in dieses — ich möchte sagen — ideale Gebiet des Volkslebens gehörende Typen finden sich in den Aelplern, so „der Schulmeister" ganz rührend, der „Kirchenwaschel" (Küster), schon ans Kleinliche streifend, und das trübe Bild „der Betbruder," das den Schriftsteller zu der Frage veranlaßt: „Wer hat das Fegfeuer in die harmlosen Seelen geschleudert. Wann endet solche Peinigung unsrer Mitmenschen? Wer unter uns wird dieser armen Seelen Erlöser sein?"

Aber wenden wir unsre Aufmerksamkeit der Schilderung des profanen Lebens dieser Gebirgsmenschen beim Arbeiten und beim Feiern zu: da ist es, wie wenn man aus der Stille einer Kirche plötzlich in das Treiben eines Jahrmarkts versetzt

würde. Denn wenn sie einmal heruntersteigen aus ihren einsamen Hütten und etwa im Kirchdorf zusammen kommen — nach der Kirche im Wirtshaus, da entwickelt sich alsbald ein buntes Thun und Treiben und eine derbe Lebenslust. Da gehts nicht ab ohne möglichst viel Essen und Trinken, aber auch nie ohne Tanz und Gesang, denn das ist des Aelplers Element, selten auch ohne Schlägerei. Die Freuden, die hier, vielleicht wieder auf lange Zeit, genossen werden, sind selbstverständlich derbster Natur. Rosegger verfügt in deren Beschreibung über einen sehr anschaulichen Realismus, der ja in einer Schilderung des Volkslebens am Platze sein mag, bei öfterer Wiederholung aber an Interesse sehr verliert.

Besonders eingehend behandelt Rosegger das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander. Verschiedne Kapitel in den beiden öfter genannten Büchern sind diesem Gegenstande gewidmet. —

Das Buch Volksleben in Steiermark hat zwei Teile: 1. Das Haus; 2. Das Jahr. Im letztern werden alle Festtage des Jahres durchgenommen, vom Neujahrsfest an, und die Art und Weise beschrieben, wie sie gefeiert werden. Diese Feier unterscheidet sich vielfach nicht wesentlich von der Art, in der sonst auf dem Lande religiöse Feiertage begangen werden, und wäre darum weniger interessant, wenn nicht auch hier wiederum die Menge der eingestreuten charakteristischen Anekdoten den Leser unterhielte.

Werfen wir einen flüchtigen Blick in das Haus. Jeder einzelne Gegenstand wird beschrieben; natürlich ist dabei nicht alles gleich interessant; doch sind es meist recht geschickte und anziehende Schilderungen. Nur einiges Wenige soll hier nähere Erwähnung finden, um einen Begriff vom Ganzen zu geben. Den Rosenkranz z. B., der in jedem Hause über dem Tisch von der Decke herabhängt, beschreibt der Dichter so:

Ueber dem Tisch hängt die Betschnur. Sie besteht aus siebzig an eine Schnur gefaßten Kügelchen, dreiundsechzig Ave Maria und sieben Vaterunser. Ferner ist an ihr ein längliches Knöpfchen, der „Glaubengottvater" (das apostolische Glaubensbekenntnis) und endlich das Kreuz. Jedes dieser Zeichen bedeutet ein Gebet. Und an den Samstagabenden und Sonntagen sammelt sich die Bewohnerschaft des Hauses in der Stube, kniet hin an die Bänke und an den Tisch und betet, vom Hausvater oder dem Großknecht dirigirt, den Glaubengottvater und die dreiundsechzig Ave Maria, die durch die sieben Vaterunser regelrecht unterbrochen werden. Der Leiter des Gebets handhabt die Betschnur und zählt an den Kügelchen die einzelnen gesprochnen Gebete ab. — Der Rosenkranz nebst Anhang währt so ein halbes Stündchen. Und zuweilen, wenn dem Großknecht die Kniee schon schmerzen, läßt er bei einem „Gegraseista" (gegrüßt seist du) wohl zwei Kügelchen durch die Finger gleiten, ein Verfahren, das die Betstunde wesentlich abkürzt.

Einen interessanten Einblick verstattet uns der Dichter in den Bücherschatz des Waldbauernhauses. In keinem Haus fehlt der Kalender; er ist dadurch merkwürdig, daß er für Leute berechnet ist, die nicht lesen können. Die Feste und Heiligentage werden daher durch eine sinnreiche Hieroglyphenschrift bezeichnet. So z. B. bedeuten drei Kronen die drei Weisen aus dem Morgenlande; eine Garnspule mit zwei Ratten die heilige Gertrud; ein Menschenkopf auf einem Teller Johannes den Täufer u. s. w. Sonst sind von weltlicher Litteratur noch vorhanden Arzneibücher für Mensch und Vieh, Traumbücher und mancherlei sonstige Thorheiten, das Beste sind noch die Geschichten aus den „deutschen Volksbüchern."

Eine Magd besitzt die rührende Historie von der Pfalzgräfin Genovefa.

Sie liest bereits im dritten Jahre dran an jedem Sonntag Nachmittag, wenn sie nicht just notwendig zu flicken hat. Der Schmerzenreich ist ihr Ideal, und jede Nacht träumt sie von der Hirschkuh. Den Golo hat sie schon tausendmal in die unterste Hölle verwünscht, und sein Bild im Buch ist vielfach mit Nadelstichen verletzt. Wo der Bösewicht mit vier Pferden zerrissen wird, so weit ist sie noch nicht, denn sie besitzt das Buch erst seit wenig Jahren. . . .

Auch an religiöser Litteratur fehlt es nicht, ja sie wird sogar überwiegen. Da finden wir bezeichnende Büchertitel, wie: „Großes Leben, Leiden und Sterben unsers Heilandes Jesu Christi und seiner hochgebenedeiten Mutter Mariä, mit einem Anhang über die vier letzten Dinge" — „wohl approbirt durch Ihre Erzbischöfliche Gnaden u. s. w. von P. P. Kochem." — Oder: „Der reumütige Christ, fünfzehn Betrachtungen von der Todsünd und von dem erschröcklichen Tod des Sünders und der ewig Höllenpein." — „Güldener Himmelschlüssel, auch damit das Fegfeuer aufzusperren und die armen Seelen zu erlösen."

„Ferner hat, sagt der Dichter, die Bäuerin etwa einen ganz besondern Schatz, der in doppeltes Schweinsleder gebunden nur für die hohen Festtage bestimmt ist" — er giebt auch den Titel an, der ist aber so lang, daß ich hier keinen Raum dafür finde.

Dem Leser möchte ich jedenfalls raten, diese drei Bände nicht hinter einander zu lesen, dazu ist der Inhalt doch zu gleichförmig; auch möchte ihm der Kopf schwindeln von all den mannigfaltigen Bildern, Gestalten und Szenen, die hier in langem buntem Zuge vorüberziehen. Denn man sollte nicht meinen, daß soviel aufjubelnde Lust und soviel herzbewegendes Leid, soviel Leidenschaft, soviel Haß und Liebe, soviel Humor und Tragik, mit einem Wort: soviel Stimmung bei diesen einfachen Menschen Platz hat neben dem ewigen Einerlei ihres Tagewerks. P B—r

Bücher und Schriften

(Wie dienst du?) Eine vorzügliche Gabe für Dienstmädchen, jetzt in vierter Auflage erschienen, verdient allen, die sie etwa noch nicht kennen, aufs wärmste empfohlen zu werden. Wie dienst du? heißt der Titel des Büchleins, das schön kartonnirt um den bei 152 Seiten und dem reichen, gediegnen Inhalt billigen Preis von 60 Pfennigen zu haben ist (Stuttgart, Verlag der Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft). Das Beste darin ist, wie billig, von Frauenhand: „Mütterliche Ratschläge," die die ganze kleine Welt des Dienstmädchens gründlich durchgehen, dabei in knapper, leicht verständlicher Sprache die Dinge des äußern und innern Lebens geschickt zu verbinden wissen. Im ganzen ist auf württembergische Verhältnisse die erste Rücksicht genommen, und das Ideal, das immer wieder durchschlägt, ist das Bild einer ehrenfesten schwäbischen Pfarrmagd. Aber ein Schaden wird dies gerade auch nicht sein. Das Büchlein wird gewiß Freude machen, wäre auch in einem Marthaverein zu brauchen. (25 Exemplare geheftet zu je 35 Pfge.) Nur möge sich dann ein jedes, das Dienstmädchen hat, das Gegenstück: „Wie herrschest du?" selber schenken. Die sozialdemokratische Presse hat einst das Dienbüchlein, an dem sie im übrigen nichts auszusetzen wußte, hart angelassen mit der Bemerkung: ein Büchlein für die Herrschaften, das gegenwärtig nötiger wäre, werde von christlicher Seite nicht geschrieben. Es ist schon geschrieben: Eberhard-Bürk: Wie herrschest du? Karlsruhe, J. J. Reiff, 1892. Kartonirt 80 Pfge. P W

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie angelegentlichst zur Werbung neuer Freunde. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Das erste Quartal wird auf Verlangen für 2 Mark nachgeliefert.

Feine ganzleinene Einbanddecken für alle Jahrgänge sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen; ebenso Decken für Christliche Welt und Chronik zusammen, also mit breiterm Rücken, für denselben Preis. Desgleichen die Jahrgänge 1888 und 1890, geheftet für je 6 und 8 Mark, gebunden für je 9 und 11 Mark. Der Jahrgang 1887 ist vollständig, Jahrgang 1889 bis auf einige Nummern vergriffen, beim Jahrgang 1891 fehlt Nr. 1, beim Jahrgang 1892 die Nrn. 40 bis 45, beim Jahrgang 1893 die Nrn. 3 und 10. Einzelnummern können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfennige von der Verlagshandlung nachbezogen werden.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt sie für 1 Mark auf das Vierteljahr. Postnummer ist 1403. Auch von der Chronik wird Nr. 14 unentgeltlich als Probenummer in beliebiger Anzahl ausgegeben. Von den frühern Jahrgängen kann der erste Jahrgang, 1891, noch für 4 Mark nachbezogen werden, beim Jahrgang 1892 fehlen die Nrn. 45 und 47, beim Jahrgang 1893 die Nrn. 15, 23, 24 und 41. Vom laufenden Jahrgang ist das erste Vierteljahr noch vollständig zu haben.

Die Verlagsbuchhandlung Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 14 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Einem armen, würdigen Zimmermann, Familienv., krank im Anfangsstadium der Schwindsucht, kann noch geholfen werden durch Kur in Bad oder Heilanstalt. Bitte herzlichst um Gaben oder Nachweis von Anstalten wo größte Ermäßigung gewährt wird.

Creba, Ober-Lausitz Dr. Selle, Pfarrer u. Kgl. Kreisschulinsp.

Vorläufige Anzeige

Die Versammlung der **Evangelischen Konferenz in Schlesien** soll voraussichtlich am 23. Mai d. J. vormittags 1/2 10 Uhr in **Liegnitz** gehalten werden.

Der Vorstand

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,“** hrsg. von **Prof. D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versenden beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. **fco. Reuther & Reichard,** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Soeben erschien, und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Auswahl geistlicher Lieder für Schule und Haus

Mit besonderer Berücksichtigung des Liederschatzes der evangelischen Brüdergemeine herausgegeben von **G. J. Gysin.** 8°. 144 Seiten. Preis broschirt Mk. 1,20, in geschmackvollem Original-Leinenband Mk. 1,60.

Neuwied Kommissionsverlag von
J. H. Heuser (Meincke & Stöphasius)

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin SW12, Kochstr. 68-70

Gabriele von Bülow,

Tochter Wilhelm von Humboldts

Ein Lebensbild
Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder
1791—1887
Mit drei Bildnissen
Dritte Auflage
Preis 10,— Mk., gebunden 11,50 Mk.

So wie sich dieses Lebensbild, treu nach den Schriftstücken der Familie geschildert, darstellt, interessirt es zunächst durch den weiten Umblick auf die Zeitgeschichte, den es vermöge der hohen Lebensstellung der geschilderten Personen eröffnet. Womöglich wertvoller noch als die äußern Thatsachen dieses Lebensganges wird es dem Leser sein, die Seele dieser edlen Frau kennen zu lernen, die, in allem Wechsel, allen Schicksalen des Lebens von echt weiblicher Reinheit, gekräftigt durch tiefe Frömmigkeit und werkthätig in treuer Menschenliebe geblieben ist: eine hoheitsvolle Erscheinung, die wohlthuend auf das Herz wirkt und bezeugt, wie vorbildliche Grundsätze das Leben unsrer Voreltern geleitet und gesegnet haben.

Die Widmung des Werkes, von dem in wenigen Monaten drei starke Auflagen erschienen, hat die **Frau Großherzogin von Baden** huldvoll angenommen.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 14: Völker und Räume — Der Antisemitismus wie er ist. 1. Die soziale Seite — Nationale Dichtung. Von Adolf Bartels — Dürers schriftlicher Nachlaß. Von Karl Kötschau — Demoiselle — Fräulein — Gnädiges Fräulein. 1794 bis 1894. Von Ernst Müllenbach — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur — Schwarzes Bret

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,

enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.** Prospekt durch

Rektor Kühne

Zu verkaufen

zu den beigesetzten mäßigen Preisen:

Herzog-Plitt, Theol. Realencyklopädie. 2. Aufl. 18 Bde. Orighfz. Statt 216 Mk. **nur 120 Mk.**

Erasmus, Opera omnia. 9 tomi. folio. Basil. 1540. Alter franz. Maroq. Einbd. m. reicher Goldpressung . . . **nur 75 Mk.**

Augustinus, Opera omnia. Ed. III. Veneta. 18 tomi, 13 voll 4°. Bass. 1807. Frz. Lederbde. Schönes Exempl. **nur 90 Mk.**

Starke, Synopsis des Alten und Neuen Test. In 7 Bde. geb. 4°. Biel. 1745-52. Ldr. **nur 60 Mk.**

—, do. in Nov. Test. Neue Ausg. v. Siegmund. 10 Bde. Lex. 8°. 1869—73. Hfz. Statt 36 Mk. **nur 20 Mk.**

Baader, F. v., Sämtliche Werke. 16 Bde. 1851—60. Lwd. Statt 102 Mk. . . . . **nur 55 Mk.**

Zöckler, Handbuch d. theol. Wissenschaften. 3. Aufl. 4 Bde. u. Reg. Hfz. Schönes Exemplar. Statt 58.80 Mk. . . **nur 30 Mk.**

Weber, G., Weltgeschichte. 15 Bde. u. Reg. 1857—81. Pp. m. Sch. Statt 134.65 Mk. **nur 40 Mk.**

—, do. 2. Aufl. 15 Bde. u. Regg. 1882—90. Eleg. Halbfz. Statt 161 Mk. . . . **nur 95 Mk.**

Brockhaus, Konversations-Lexikon. 13. Aufl. 17 Bde. inkl. Suppl. 1883—88. Eleg. Halbfz. Statt 101.50 Mk. . . **nur 70 Mk.**

Denkmäler d. kl. Altertums. Hrsg. v. A. Baumeister. 3 Bde. 4°. 1889. Eleg. Orighbfrz. Statt 84 Mk. . . . **nur 52 Mk.**

Lange, Theolog.-homil. Bibelwerk. Altes und Neues Test. 36 Tle. 1857—79. Geb. Statt 177.20 Mk. . . . . . **nur 90 Mk.**

Hand-Kommentar z. Neuen Test. Hrsg. v. Holtzmann, Lipsius u. A. 4 Bde. (I—III: 2. Aufl.) 1891—93. Hfz. Schönes Exemp. Statt 41 Mk. . **nur 30 Mk.**

Leben u. **ausgew. Schriften** d. Väter u. Begründer d. reform. Kirche. 10 Tle. in 9 Bdn. 1857 bis 62. Hlwd. m. T. Stempel auf dem Titel. Statt 69 Mk. **nur 22 Mk.**

Meyers Konversations-Lexikon. 4. Aufl. 19 Bde. 1885—91. Eleg. Hfz. Schönes Exemplar. Statt 190 Mk. **nur 100 Mk.**

Strauß, D. Fr., Ges. Schriften. 12 Bde. 1876—78. Hfz. Statt 75 Mk. . . . . **nur 45 Mk.**

Rothe, R., Theolog. Ethik. 2. Aufl. 5 Bde. u. Reg. 1869—71. Vergriffen u. sehr gesucht. **32 Mk.**

Gerhard, J., Loci theol. Denuo ed. E. Preuss. 8 partt. et ind. = 5 voll. 4°. 1863—75. Hfz. Statt 49.50 Mk. **nur 35 Mk.**

Giesebrecht, W., Geschichte der dtsch. Kaiserzeit. 5 Bde. (I, II: 5., III, IV: 4. Aufl.) 1876—88. Eleg. Hfz. Schönes Exemplar. Statt 96.40 Mk. **nur 60 Mk.**

Dächsel, K. A., Bibelwerk. 7 Bde. 1865—84. Hfz. Statt 82.75 Mk. **nur 50 Mk.**

Luther, Sämtl. Werke. Hrsg. v. Walch. 24 Bde. 4°. Halle 1740 bis 50. Pgt. . **nur 100 Mk.**

Hase, Ges. Werke. 12 Bde. 1890 bis 93. Fast wie neu. Statt 135 Mk. . . . **nur 85 Mk.**

Gieseler, Lehrbuch d. Kirchengesch. 6 Tle. in 10 Bdn. 1824—55. Geb. . . . . **nur 20 Mk.**

—, do. 6 Tle. in 11 Bdn. (1—4: 4. Aufl., 5: 2. Aufl.) 1844—55. Geb. Teile vergriffen. Neueste Aufl. St. 76.50 Mk. **nur 40 Mk.**

Konversations-Lexikon, musik. Hrsg. von Mendel u. Reissmann. 11 Bde. und Erg.-Bd. Lex. 8°. 1870—83. Gepr. Lwd. Statt 55 Mk. . **nur 30 Mk.**

Müller, J., Die christl. Lehre v. d. Sünde. 6. Aufl. Neue Asg. 2 Bde. 1889. Statt 20 Mk. **nur 13 Mk.**

Herbart, J. F., Sämtl. Werke. Hrsg. v. G. Hartenstein. 12 Bde. u. Suppl. 1850—93. Imit. Perg. Statt 90.50 Mk. **nur 50 Mk.**

Hagenbach, K. R., Kirchengeschichte. 7 Bde. (1.—4. Aufl.) 1869—72. Hfz. Statt 41 Mk. **nur 25 Mk.**

Becker, Weltgeschichte. Neu bearb. v. W. Müller. 12 Tle. 6 Bde. Mit vielen Illustr. 1884—86. Hfz. Statt 36 Mk. **nur 18 Mk.**

—, do. Hlwd. mit Tit. wie neu **nur 20 Mk.**

Bibliothek theolog. Klassiker. Bd. 1—48 (soweit erschienen). 1888—93. Origbd. Schön. Expl. Statt 115.20 Mk. **nur 85 Mk.**

Du Cange, Glossarium ad scriptt. mediae et inf. latin. 6 voll. Paris, 1733—36. Alte Ldrbde. m. Rückenvergoldg. **nur 60 Mk.**

Schlosser, Weltgeschichte. 2. Ausg. v. Jäger u. Creizenach. 19 Bde. inkl. Reg. 1870—75. Hlwd. mit Titel . . . **nur 25 Mk.**

Ranke, L. v., Sämtliche Werke. 1.—3. Ges.-Ausgabe. 54 Tle. 28 Bde. 1867—90. Hfz. Statt ungebunden 240 Mk. **nur 190 Mk.**

Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Heft 1—33, 35—37. 1884—92. Z. Teil vergriff. St. 57.80 Mk. **nur 30 Mk.**

Bock, Fr., Geschichte der liturg. Gewänder d. Mittelalters. 3 Bde. Mit viel. farb. Tfln. 1859—71. Hlbldr. mit Titel. Kplt. sehr selten . . . . . . **100 Mk.**

Alles garantirt vollständig und gut erhalten.

Großes Lager wissenschaftlicher und schönwissenschaftlicher Bücher, antiquarisch und neu.

Kataloge und Auskünfte gratis.

Einkauf, Tausch und Lieferung von einzelnen Büchern und ganzen Bibliotheken zu den vorteilhaftesten Bedingungen.

Alfred Lorentz, Buchhandlung.
Leipzig, Kurprinzstraße 10.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig